

## Der Bund der Raben: Epilog

*Vorbemerkung: Die hier erzählte Geschichte ist eine Fortsetzung zur Hexalogie „Der Bund der Raben“. Es wird nicht empfohlen, sie ohne Kenntnis der vorhergehenden Bände zu lesen. Alles, was dort geschehen ist, wird als bekannt vorausgesetzt und nicht weiter erklärt. Informationen zur Bestellung der gedruckten Bände findet man auf <http://www.der-bund-der-raben.de>.*

*Es ist erlaubt, diese Seiten auszudrucken und weiterzugeben. Es ist nicht erlaubt, den Text zu verändern und/oder als seinen eigenen auszugeben.*

*Die hier beschriebene Geschichte spielt zwei Jahre nach Ankunft der Flüchtlinge aus Norlan auf der Insel – also nachdem die Haronen unter Vyor dort eingetroffen sind, aber bevor die Eukarianer den Ort Neu-Bodnak gründen.*

Als die ersten Sonnenstrahlen durch die Dachluke fielen, setzte sich Gilberto auf die Kante seines Bettes. Das neuerdings bärtige Kinn auf seine Hand gestützt, blieb er in dieser Stellung sitzen und starrte gegen die Wand. Es war deutlich zu sehen, dass er missgestimmt war. Susanna, die das Bett mit ihm geteilt hatte, streckte ihren Arm aus und streichelte seinen Rücken.

„Guten Morgen, Herr Konsul!“

„Lass das, Susanna!“ versetzte Gilberto.

Die Anrede war nicht falsch. Tatsächlich war Gilberto der zweite gewählte Konsul der Insel. Ein Jahr hatte er sein Amt ausgeübt, hatte sich mit dem widerspenstigen Senat herumgeschlagen, doch das war jetzt vorbei. Heute war der letzte Tag seiner Amtszeit.

Das aber war nicht der Grund für Gilbertos schlechte Stimmung.

„Ich finde wirklich, du solltest dieses Kräuterweib aufsuchen“, sagte er.

Susanna verdrehte die Augen. „Das schon wieder! Gilberto, ich traue dieser Hexe nicht! Außerdem sucht man sie für gewöhnlich auf, wenn man Kinder loswerden möchte, nicht, wenn man welche bekommen will.“

„Aber vielleicht weiß sie einen Rat, um nachzuhelfen.“

Empört setzte sie sich auf und schlug die Decke zurück. „Warum eigentlich ich? Es kann doch ebenso gut an dir liegen?“

„Ich glaube nicht! Schließlich hast du vor mir so viele Männer gehabt, da ist es doch verwunderlich, dass niemals...“

„Oh, sind wir schon wieder soweit?“ Sie stand auf und hüllte sich in ihre Morgenkleider. „Aber das höre ich mir nicht wieder an! Einen schönen Tag im Senat, Herr Konsul!“

Türenknallend verließ sie das Schlafzimmer und ließ ihn allein. Gilberto rieb die Augen mit den Fäusten. Er hatte es wieder falsch angehen lassen, das wusste er. Und doch blieb jetzt keine Zeit, den Schaden zu beheben. Er musste sich ankleiden und seine Pflicht erfüllen: die Verantwortung in die Hände eines neuen Konsuls legen.

Gilberto hatte seine Sache gut gemacht. Alle sagten das, doch er war froh, dass es vorbei war. Monatelang hatte er kaum geschlafen, viel zu wenig Zeit mit seiner Frau verbracht und war immer übellauniger geworden. Das hatte nun ein Ende. Gilberto würde das kostbarste Geschenk bekommen: Zeit.

Noch einmal zu kandidieren, verbot ihm die Verfassung, die er und Virgilio erdacht hatten. Drei Jahre Pause mussten zwischen zwei Konsulaten liegen, so wollten es die Regeln. Und nachdem Virgilio das erste Jahr und Gilberto das zweite Jahr regiert hatte, war es nun Zeit für jemand Neuen. Und Gilberto und Virgilio, die von allen die *Gründer* genannt wurden, mussten nun in die zweite Reihe treten.

Als Gilberto sein Zimmer verließ, begrüßte ihn Aelian, der halbharonische Diener. „Guten Morgen, Gilberto!“ sagte er. „Ich habe Euch warmes Wasser zum Waschen bereitet.“

„Danke dir, Aelian!“

„Hattet Ihr Streit mit Susanna?“

Gilberto sah den vorlauten Jungen an. Seit Aelian ihn aus dem Kerker von Farnese befreit und damit vor schlimmsten Folterqualen bewahrt hatte, durfte er sich alles herausnehmen, und das wusste er.

„Nichts Besonderes, Aelian! Ab heute Abend wird alles anders werden, das verspreche ich! Du darfst das Susanna ausrichten.“

„Sie ist hinausgerannt. Sagte etwas davon, dass sie Bleadhe und Carina besuchen wollte.“

„Hm! Dann ist es an dir, mich zum Senat zu begleiten.“

„Und darf ich mit in die Halle kommen?“

Entschlossen schüttelte Gilberto den Kopf. „Das weißt du doch, Aelian! Wenn du reinwillst, musst du ein Senator sein. Stell dich zur Wahl!“

Aelian grinste. „Wer würde mich denn wählen?“

„Wir haben schon einen haronischen Senator. Du wärst nicht der erste.“

Die frohe Miene in Aelians Gesicht erlosch. „Aber ich bin kein Harone!“

„Ja, Verzeihung! War nicht so gemeint! Ich muss mich jetzt waschen, Aelian! Bis gleich!“

Und damit verschwand er in den Baderäumen.

Die Halle des Volkes stand im Zentrum der neuen Stadt Alberta. Gesäumt von einem künstlichen Bach und einer ausladenden Platane, flankiert von einer Statue des verstorbenen Gelehrten Alberto, ragte ihr Portal über zwölf vogesianischen Säulen auf. Soldaten wachten auf den Stufen darüber, dass keine Unbefugten Einlass erhielten. Und zu dieser Stunde strömten die Senatoren in ihren weißen Roben hinein, sowohl jene, die seit zwei Jahren ihren Dienst versahen, als auch die neu gewählten.

Zuerst hatten es vor allem frühere Bürger der Freien Städte geschafft, einen Platz im Senat zu ergattern. In Vogesia und Tilanda hatte es Senate gegeben, und viele Bürger waren mit der Politik vertraut, mit der Bestechung von Wählern und dem Halten langatmiger Reden. Doch Gilberto und Virgilio hatten sich damit nicht abfinden wollen. Sie hatten unermüdlich Werbung für das neue System gemacht, hatten Aalstader, Dharmesen und Ardistaner für den Senat gewonnen, und für die dritte Wahlperiode sogar erreicht, dass die gesellschaftlichen Randgruppen der Kornen, Ikilaner und Haronen ihre Abgesandten in die Halle des Volkes schickten. Noch immer stammte mehr als die Hälfte der Senatoren aus den Freien Städten, aber das Gewicht begann sich zugunsten der anderen Völker zu verschieben.

Gilberto nahm seinen Platz ein – ein Stuhl, der den Reihen der Senatoren gegenüber lag, aber eben nur ein Stuhl. Kein Zierat und nicht einmal ein Polster sollte ihn von den Sitzen der anderen abheben, und manchmal hatte Gilberto innerlich geflucht, wenn er während der stundenlangen Debatten auf dem harten Holz Platz nehmen musste. Heute aber setzte er sich zum letztenmal auf das Gestühl, und noch bevor der Tag zu Ende ginge, würde er sich auf einer der nicht minder unbequemen Senatsbänke wiederfinden.

Sein Blick fand Virgilio, mit dem er all das aufgebaut hatte. Er fand, dass sie gute Arbeit geleistet hatten, wenngleich es noch immer eine große Zahl von Menschen gab, die sie verlachten. Die meisten waren Könige gewohnt, die aus einer Laune heraus missliebige Personen hinrichten oder verschwenderisch teure Schlösser errichten konnten. Ein Konsul, der sich jedes seiner Vorhaben von streitenden Senatoren bestätigen lassen musste, war für sie nicht sonderlich eindrucksvoll, und nur weil die *Gründer* offengelegt hatten, dass es König Baldhur selbst so gewünscht hatte, wurden sie doch von so vielen akzeptiert.

Von Virgilio, der ihm aufmunternd zunickte, wanderte sein Blick zu Mugrat. Der Ardistaner hatte sein unbeschwertes Gemüt nach dem Tod seines besten Freundes, des Hochkönigs Baldhur, verloren. Aber dennoch sollte er heute eine wichtige Rolle spielen. Gilberto und Virgilio hatten ihn wochenlang darauf vorbereitet.

„Wir wollen heute einen neuen Konsul wählen“, kündigte Gilberto an. „Ein Jahr habe ich dem Staat dienen dürfen, und ich danke euch für eure Unterstützung.“ Die Worte kamen flüssig über seine Lippen, obwohl sie glatt gelogen waren – Unterstützung hatte sich Gilberto in der Tat erhofft, doch hatten ihn die Bedenken und Widerworte der Senatoren oft genug fast in den Wahnsinn getrieben. „Ich rufe euch also auf, eure Kandidatur bekanntzugeben.“

Er blickte zu Mugrat und wartete darauf, dass der sich erhob, aber stattdessen stand der blinde Ricardo von seinem Sitz auf. Zwei Jahre hatte er über den Senat gespottet und so getan, als ginge ihn alles Geschehen in der Halle nichts an, ehe er überraschend selbst für einen Sitz kandidiert hatte. Und nun strebte er offenbar nach mehr.

„Ihr kennt mich“, sagte der einstige Fürst. „Ich bin Ricardo von Miramia, Sohn unseres geliebten Hochkönigs Basilio, und Fürst unserer so arg vermissten schönen Stadt Miramia. Ich war auch ein Freund Baldhurs, dem ich half, den haronischen Verschwörungen zu entgehen.“

Gilbertos Augen verengten sich. Jeder wusste, dass Ricardo liebend gerne Baldhur vom Thron gestoßen hätte, um selbst Hochkönig zu werden. Allerdings war es richtig, dass er sich auf Baldhurs Seite gestellt hatte, als es galt, sich zwischen ihm und den Haronen zu entscheiden.

„Die Haronen haben mir das Augenlicht genommen“, fuhr Ricardo fort, „aber nicht meine Würde und den Willen, eine Zukunft zu gestalten, die so glänzend wie unsere Vergangenheit ist. Ich weiß, dass die Haronen Euch allen so viel genommen haben. Der Kampf gegen sie hat uns

zusammengeschweiß...“

„Die Haronen sind nicht mehr unsere Feinde, Ricardo“, unterbrach ihn Virgilio mit einem Blick auf Vykor, den einzigen haronischen Senator in ihrer Mitte.

Ricardo hielt inne und wartete ab, ehe Gilberto seufzte und zur Ordnung rief: „Die Kandidatenrede darf nicht unterbrochen werden, Senator Virgilio!“

Zufrieden nickte Ricardo. „Wenn Ihr mich wählt, dann werde ich dafür sorgen, dass Euer Reichtum und Euer Wohlstand weiter gemehrt werden. Ich werde keinen Unterschied machen zwischen Nordländern und Südländern. Jeder, der ein gestaltendes Mitglied unserer Gemeinschaft sein möchte, der ist mir teuer, seien seine Vorfahren Miramiener, Aalstader oder Ardistaner gewesen.“

Ricardo hatte offenbar verstanden, wie er um Wählerstimmen zu werben hatte. Selbst die Ardistaner, die er früher so verachtet hatte, bezog er nun mit ein, denn sie stellten fünfzehn Senatoren, die man kaum ignorieren konnte. Aber Gilberto war sicher, dass Ricardo sich um diese Wähler nicht zu bemühen brauchte. Nicht bei dem anderen Kandidaten, der sich gleich vorstellen würde.

Noch einige Minuten sprach Ricardo über den Aufbau der Landwirtschaft, des Handels und nicht zuletzt einer neuen Armee, die eines Tages Norlan aus der Hand des Feindes zurückerobern könnte. Dann ermahnte Gilberto ihn, dass seine Redezeit abgelaufen sei, und gefügig setzte sich der frühere Fürst.

Wieder sah Gilberto zu Mugrat. Andere im Saal bemerkten den Blick, und nun richteten sich mehrere Augen auf Mugrat. Der Ardistaner erhob sich endlich und räusperte sich. Dann sprach er: „Ich habe lange Zeit darüber nachgedacht. Aber nun bin ich zu dem Entschluss gekommen, dass ich nicht geeignet bin, das Amt des Konsuls auszuüben.“

Gilberto starrte ihn entsetzt an. Virgilio war ebenso erschüttert. Doch Ricardo murmelte: „Das ist das erste Mal, dass Ihr etwas Kluges sagt, Mugrat.“ Eigentlich hatte es niemand hören sollen, doch in der Stille verstand jeder die Worte. Dann begannen alle zu tuscheln.

Mugrat hatte sich wieder gesetzt. Aus der Entfernung sah Gilberto, wie Virgilio auf den Ardistaner einredete, der aber nur den Kopf schüttelte. Gilberto kannte den Grund für Mugarats Sinneswandel. Noch immer gab er sich die Schuld an Georgios Verschwinden, und immer wieder hatte er Phasen, in denen er damit haderte, dass er Baldhurs Vertrauen enttäuscht habe. Dies war allerdings ein denkbar schlechter Zeitpunkt für eine solche Phase.

„Herr Konsul!“ rief Ricardo endlich.

Gilberto schreckte aus seinen Gedanken auf.

„Wollt Ihr nun fortfahren? Wenn sich keine weiteren Kandidaten melden...“

„Wir brauchen einen zweiten Kandidaten!“ unterbrach ihn Virgilio. „Wir können nicht zur Wahl übergehen ohne einen Gegenkandidaten!“

„Ihr dürft Euch aber nicht aufstellen, Virgilio!“ frohlockte Ricardo. Gewiss hatte er vorher nichts gehaut, aber Mugrat hatte ihm in die Hände gespielt. Seine Gegner hatten nicht daran gedacht, einen Ersatzkandidaten vorzubereiten, und sie selbst durften nicht mehr kandidieren.

Als Konsul war Gilberto zur Neutralität verpflichtet, aber sein flehender Blick fiel auf Ahmat, seinen einstigen Diener, und auf Soren von Aalstad. Beide schüttelten leise den Kopf.

„Ich habe Eure Verfassung studiert“, sagte Ricardo. *Eure Verfassung*, so drückte er es aus, nicht *unsere Verfassung*. „Es gibt nirgendwo einen Artikel, der eine Wahl verbietet, nur weil es keinen Gegenkandidaten gibt. Ihr solltet also...“

„Ich möchte kandidieren!“ rief plötzlich eine Stimme.

Hoffnungsvoll sah Gilberto auf. Doch als er bemerkte, wer sich erhoben hatte, runzelte er die Stirn. Tix stand vor seiner Bank. Tix, der einst ein kornischer Straßenjunge und später ein Söldner in Diensten der Haronen gewesen war. Tix, der noch immer nicht lesen und schreiben konnte, und der nur aufgrund des Stimmengewichts der anderen Kornen in den Senat gefunden hatte. Tix, der noch nicht einmal sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte.

„Aha“, sagte Gilberto ernüchtert, während Ricardo ein Grinsen aufsetzte. „Und was möchtet Ihr vorbringen, Senator Tix?“

Tix blickte sich um. Begriff er wirklich nicht, wie aussichtslos das war, was er versuchte? Selbst

ein Hund wäre mit größerer Wahrscheinlichkeit zum Konsul gewählt worden.

„Ich bin ein Freund von Flick“, erklärte Tix. „Von Bleadhe, meine ich. Und wie ihr alle wisst, hat Bleadhe die Welt gerettet. Und ich habe zusammen mit Baldhur auf dem Roten Wall gekämpft.“

„Zusammen mit Baldhur?“ rief ein Vogesianer aus. „Du bist von ihm an die Mauer strafversetzt worden!“

„Die Kandidatenrede darf nicht unterbrochen werden“, ging Gilberto dazwischen. „Habt Ihr noch mehr zu sagen, Senator Tix?“

Tix schien nachzudenken, dann aber schüttelte er den Kopf. „Ich möchte auch kandidieren“, bekräftigte er.

„Das sagtest du bereits“, höhnte Ricardo.

Gilberto wartete, ob noch jemand kandidieren würde. Er überlegte, ob er die Sitzung unterbrechen sollte. Es musste möglich sein, auf Mugrat einzureden oder wenigstens einen anderen geeigneten Kandidaten zu finden. Doch er wusste auch, dass Ricardo gegen ein solches Manöver protestieren würde.

So wurde endlich abgestimmt. Jeder Senator konnte sich aus einer Schüssel einen schwarzen oder einen weißen Stein nehmen und in eine Urne werfen. Der schwarze Stein stand für Ricardo, der weiße für Tix – und jeder, der keinen dieser beiden Kandidaten unterstützen wollte, behielt seinen Stein.

Als Gilberto am Nachmittag die Urne anhub, befand sich darin ein großer Haufen schwarzer Steine – abgesehen von einem einzigen weißen, der in der Masse unterging. Tix hatte immerhin für sich selbst gestimmt.

Pflichtbewusst zählte Gilberto die Steine aus, obwohl es kaum nötig schien. Es waren viel weniger in der Urne als Senatoren im Raum waren, ein Zeichen dafür, dass sich sehr viele heute überhaupt nicht entscheiden wollten. Doch das Ergebnis war natürlich eindeutig. Und nachdem es verkündet war, ließ Ricardo nicht viel Zeit verstreichen, ehe er laut fragte: „Möchte mich nun jemand zu meinem Stuhl führen?“

Sein Halbbruder Soren übernahm diese Aufgabe, und niedergeschlagen ging Gilberto den Bänken der Senatoren entgegen. Als er sich endlich umdrehte und sah, wie Ricardo mit einem zufriedenen Grinsen auf dem Stuhl des Konsuls Platz nahm, drehte sich ihm der Magen um. Gilberto verspürte plötzlich Zorn – Zorn auf Mugrat, der mit seiner Unentschlossenheit dieses Unglück herbeigeführt hatte.

„Zuerst“, begann Ricardo seine Rede, „möchte ich Gilberto für seinen Dienst an unseren Völkern danken! Er hat stets getan, was er für das Beste hielt, und dafür gebührt ihm unser aller Achtung.“

Der restlichen Rede folgte Gilberto nur mit einem Ohr. Ricardo wurde nicht konkret, erläuterte keine besonderen Pläne und gab keine Richtungsänderungen vor. Stattdessen streute er viel Lob und viel süße Worte. Als die ersten Senatoren wegen ihrer hungrigen Mägen protestierten, gab der Blinde nach und schloss die Sitzung.

Nach und nach verließen die Senatoren die Halle. Zurück blieb Gilberto, das Kinn in seine Hand gestützt. Als er aufsaß, erkannte er Virgilio, der allein mit ihm war.

„Das lief nicht wie erwartet, was?“ fragte er.

Gilberto seufzte laut. „Mir wäre es lieb gewesen, wenn Mugrat seine Bedenken schon einige Tage vorher geäußert hätte. Will er Ricardo als Konsul sehen? Ich hätte gedacht, es müsste ihm Ansporn genug sein, ihn zu verhindern.“

„Vielleicht wollte er auch nicht gegen Ricardo unterliegen. Eine solche Schmach wäre schwer zu verkraften gewesen, bei allem, was zwischen ihm und Ricardo schon vorgefallen ist.“

„Ich kann nicht erkennen, dass die Schmach so geringer wäre.“

„Nun ja!“ Virgilio erhob sich und ordnete seine Robe. „Was soll's, ein Jahr werden wir ihn ertragen können. Und für das nächste Jahr bereiten wir einen wirklich geeigneten Kandidaten vor. Ahmat zum Beispiel, oder Soren.“

„Wenn es denn dazu kommen wird!“

„Wie meinst du das?“

Achselzuckend erwiderte Gilberto: „Mit Ricardo als Konsul fürchte ich um die Republik. Wer

weiß, ob er sich in einem Jahr noch Konsul nennen wird, oder schon Hochkönig. Denn das war es doch, was er immer wollte.“

„Ich kann das alles nicht so schlimm finden!“ meinte Susanna am Abend desselben Tages.

Gilberto starrte seine Frau an. Mürrisch griff er nach dem Weinglas. Er wollte nicht darüber debattieren. Er hätte bloß gehofft, Susanna könnte ein einziges Mal einer Meinung mit ihm sein.

„Ihr tut ja gerade so, als sei Ricardo ein wiedergeborener Prinz!“ fuhr Susanna fort. „Ein Monster, das nur darauf wartet, uns alle ins Meer zu jagen! Er hat Baldhur geholfen, seine Burg zurückzugewinnen. Schon vergessen?“

„Eine gute Tat, die all das andere kaum aufwiegt! Ich wünschte, ich hätte die Macht gehabt...“

„Nun hör schon auf! Du bist ab heute kein Konsul mehr, sondern nur noch ein einfacher Senator. Das bedeutet, du hast viel mehr Zeit als vorher, um sie mit deiner Frau zu verbringen. Jedenfalls hast du mir das versprochen.“

Gilberto zwang sich zu einem Lächeln, während er das Glas mit einem Zug leerte.

„Sieh lieber, was ich dir von Bleadhe mitgebracht habe!“ Sie griff nach ihrer Tasche und holte eine Papierrolle hervor, die sie auf dem Tisch ausbreitete. Rasch brachte Gilberto die Weinflasche in Sicherheit. Vor ihnen ausgebreitet lag eine Landkarte. Gilberto beugte sich vor. Früher hatte er sich allzu gerne mit Landkarten, Büchern und Reiseberichten beschäftigt – bevor die Politik ihn aufgefressen hatte.

„Was ist das für ein Land?“ fragte Gilberto, dem die Umrisse nicht bekannt vorkamen.

„Ha!“ rief Susanna aus. „Das habe ich mir doch gedacht! In jedem gelehrten Haus gibt es Karten von Norlan, Karten der Freien Städte, der aalstädischen Küsten, des Fürstentums Dhor. Karten all dieser Orte, die wir nie mehr zu Gesicht bekommen werden. Aber wenn man eine Karte des Landes vor dir ausbreitet, in dem du lebst, erkennst du es nicht einmal.“

„Oh!“ machte Gilberto, der peinlich berührt war. Er hatte Karten der *Insel* gesehen – nipanische Seekarten vor allem, aber er meinte, dass die Umrisse anders gewesen seien.

„Carina und Bleadhe sind monatelang über die Insel gewandert. Irgendwelche Aalstader haben ihnen erklärt, wie man das Land vermisst, und hier ist sie nun: die erste Karte der *Insel*.“

Tatsächlich stand in der oberen rechten Ecke in Flicks unverkennbarer Schrift: *Die Insel*.

Denn auch nach zwei Jahren hatten sie sich noch auf keinen Namen einigen können. Berge und Flüsse waren eingezeichnet, Wälder und Dörfer, die wenigen Städte, und jeweils zu den Regionen der Name des Volkes, das sich dort angesiedelt hatte. Denn nur in der Hauptstadt Alberta hatten sich die Völker Norlans vermischt, während sie an den anderen Orten der *Insel* unter sich geblieben waren.

„Das ist fürwahr interessant“, fand Gilberto, der sich tief über die Karte beugte.

„Es gibt noch weiße Flecken“, erklärte Susanna. „Hier zwischen den Raul-Bergen und den Alessandro-Höhen zum Beispiel. Bleadhe meinte, sie seien da gewesen, aber es ist alles voll mit dornigem Gestrüpp. Sie haben aufgegeben, darum ist hier noch nichts eingezeichnet.“

Es handelte sich um ein eindrucksvoll großes Areal. Hinter den Alessandro-Höhen hatten sich die Haronen angesiedelt, die es auf die *Insel* geschafft hatten. Wer immer zu ihren Dörfern gelangen wollte, musste einen großen Umweg in Kauf nehmen.

„Es könnte lohnend sein, das weiter zu erforschen“, fand Gilberto. „Wenn wir eine Straße dort hindurchbauen könnten, wären die Haronen nicht mehr so abgeschnitten von uns anderen.“

„Möchtest du dich also darum kümmern, diesen weißen Fleck zu füllen?“

„Ich soll durch Dornengestrüpp kriechen? Nein, danke, das sollen ruhig Bleadhe und Carina machen. Es wundert mich, dass sie aufgegeben haben. Ich dachte, das ist genau das, was ihnen Spaß macht.“

Susanna grinste. Natürlich hatte sie nicht ernsthaft damit gerechnet, dass Gilberto Gefallen an dem Vorschlag finden könnte. Zwar war er kein Stubenhocker, aber wenn er reiste, dann am liebsten in der Sicherheit befestigter Straßen. So war es in Norlan gewesen, und mit der Zeit wurden auch die Orte der *Insel* mit Straßen miramienischer Bauart verbunden.

„Sie haben auch immer noch drei Botenrabben“, erklärte Susanna weiter.

„Wirklich? Aber wozu? Wir haben niemanden in Norlan, der sie empfangen könnte.“

„Das ist richtig, aber darum geht es nicht. Sie schicken sie zu Tarben und Soren. Es gibt ein Rabennetzwerk, hier auf der Insel.“

„Nun gut, wenn es ihnen Spaß bringt! Die Aufgabe des Rabenbundes ist erfüllt.“

„Ach, Gilberto!“ beschwerte sich Susanna. „Nun sei doch nicht so griesgrämig! Glaubst du nicht, dass dir diese Aufgabe gefallen könnte. Es geht ausnahmsweise mal nicht darum, die Welt vor dem Untergang zu retten. Sie haben nur das Ziel, Tarbens Enzyklopädie weiterzuschreiben und alles Wissen über die *Insel* zu sammeln. Ist dir das nicht aufregend genug?“

Bevor Gilberto antworten konnte, sagte sie: „Gewiss kannst du dabei helfen.“

Stirnrunzelnd sah Gilberto sie an, während er ihre Weingläser nachfüllte, wobei er aufpasste, nicht die kostbare Karte zu beflecken. „Ich kenne dich, Susanna. Du hast schon in meinem Namen Ja gesagt, nicht wahr?“

„Ich habe gesagt, dass mein Mann jetzt ein einfacher Senator ist und viel Zeit hat! Und dass er diese Zeit nutzen kann, mich alles über den Umgang mit Raben zu lehren.“

„Du willst das tun?“

„Wir beide könnten es tun! Seit ich ein Kind bin, habe ich mit den unterschiedlichsten Mitgliedern des Rabenbundes zu schaffen gehabt, angefangen mit dem armen Alberto. Aber ich habe nie mehr getan als ihnen über die Schulter zu sehen. Es ist nie zu spät, eine neue Berufung zu finden.“

Lächelnd hob Gilberto sein Glas. Er konnte daran nichts Verwerfliches finden. Im Gegenteil, das Gespräch hatte ihn abgelenkt, und sein Ärger über Ricardo war verraucht. Manchmal beneidete Gilberto den jungen Kornen Flick und seine farnländische Frau Carina. Beide scherten sich überhaupt nicht um die Politik, sondern folgten Tag für Tag allein ihrer Wissbegierde, wenn sie nicht gerade wieder ein Kind zeugten.

Ihre Gläser klirrten gegeneinander.

„Auf die Wiedergeburt des Rabenbundes!“ sagte Susanna feierlich.

Die Dämmerung war schon weit fortgeschritten, als Ricardos Kutsche sein Anwesen erreicht hatte. Die Straße zu seinem Haus war immer noch nicht gepflastert, so dass die Räder immer wieder im Schlamm stecken. Das war eines der ersten Dinge, die Ricardo in seinem Amt als Konsul verbessern wollte. Und seine Liste war lang.

Er hörte die Schritte eines Dieners, der ihm aus der Kutsche half. „Lasst Euch helfen, Herr!“ kündigte der Mann an. Ricardo erkannte die Stimme von Mard, einem Dharmesen, der für einen vollkommen überhöhten Lohn bereit war, das Haus des einstigen Fürsten in Schuss zu halten.

Viel mehr als eine Hütte war es nach Ricardos Ansicht nicht – obwohl die meisten Bauern ihn um sein Haus beneidet hätten. So weit man blickte, sah man keine weiteren Häuser, ja keinerlei Anzeichen menschlicher Besiedlung. Ricardo hatte bei ihrer Ankunft auf der *Insel* die Abgeschiedenheit gewählt. Beleidigt über den Umstand, dass man eine in seinen Augen alberne Republik gegründet hatte, statt ihm den wohlverdienten Fürstentitel anzuvertrauen, hatte er sich am Saum der Raul-Berge angesiedelt, am Ende aller Straßen. Fast alle Miramiener und Bewohner der Freien Städte bewohnten den Süden der *Insel*, doch ihr einstiger Fürst weilte viele Meilen von ihnen entfernt.

Wenn man von Ricardos Anwesen nach Südosten blickte, blickte man auf eine schwärzliche Hügelkette. Dort hatten die Mundianer und die freien Ardistaner Zuflucht gefunden. Es waren nur wenige, denn die meisten waren in Norlan geblieben und hatten ein ungewisses Schicksal erlitten. Nach Westen hin hatten Ricardos Diener einen Steg über den Dharana-Fluss erbaut, der hier seiner Quelle so nah war, dass ihn ein jüngerer Mann problemlos hätte überspringen können. Dahinter erstreckte sich meilenlang menschenleeres Land, und irgendwo wurde es von Hengest abgelöst, dem Land der Dharmesen.

Jetzt war Ricardo Konsul, und gewiss würde es sein Amt irgendwann erforderlich machen, in die Stadt zu ziehen. Doch im Augenblick fühlte er sich hier wohl. Die Städte der *Insel* boten keinen Platz für Paläste, und in ein gewöhnliches Wohnhaus zwischen Handwerkern und Kaufleuten wollte Ricardo beim besten Willen nicht ziehen.

Als er die Tür passiert hatte, sagte Ricardo: „Danke, Mard! Jetzt finde ich den Weg allein!“

„Meinen Glückwunsch noch zu Eurer Wahl, Eure Durchlaucht!“

„Hat sich die Nachricht schon bis hierher herumgesprochen?“ wunderte sich Ricardo.

„Es sind schnelle Boten unterwegs, Herr! Eure Diener haben bereits auf diese gute Neuigkeit angestoßen.“

Ricardo bleckte lächelnd die Zähne. „Danke, Mard! Sag nun Loedhe Bescheid, dass ich ins Bett möchte. Es war ein anstrengender Tag.“

„Das tut mir leid, Durchlaucht! Aber der Bischof erwartet Euch in Eurem Arbeitszimmer.“

„Der Bischof? Bischof Adriano?“

„Ja, Herr!“

Das änderte die Dinge. Auch wenn Ricardo von seinen Dienern immer noch wie ein Fürst behandelt wurde, war er nicht in der Position, einen Bischof wegschicken zu können, nur weil er müde war.

„Sag mir, Mard! Sehe ich angemessen aus? Kein Schmutz an der Kleidung?“

Mard zögerte etwas. „Ihr seht mehr als angemessen aus, Herr! Soll ich Euren Leibdiener Loedhe kommen lassen?“

„Dazu bleibt keine Zeit! Adriano hat lang genug gewartet. Aber man soll uns Wein bringen. Nicht die Plörre, die uns die kornischen Bauern verkaufen, sondern eine der Flaschen, die aus dem Farnland gerettet werden konnten!“

Ricardo ging durch den Flur zu seinem Arbeitszimmer. Er war zwar blind, doch nach fünfzehn Jahren ohne sein Augenlicht hatte er gelernt, sich in vertrauten Umgebungen rasch zurechtzufinden. Sofern keiner seiner Diener irgendwelche Gegenstände an falschen Orten liegenließ – ein Fehler, der die sofortige Entlassung zur Folge hätte – schaffte er es, sich stolperfrei zwischen seinen Zimmern zu bewegen. Das war, wie er zugeben musste, der Vorteil eines kleinen Landhauses gegenüber einem Schloss, das einfach zu groß dafür war.

Er betrat sein Arbeitszimmer und hielt inne. Noch jemand war im Raum. Dieser Jemand erhob sich nicht, aber er änderte geringfügig die Sitzhaltung – ein Laut, den Ricardo zu orten vermochte.

„Einen guten Abend, Eure bischöfliche Gnaden!“

„Ricardo!“ antwortete eine tiefe Stimme, die er sofort als die von Bischof Adriano identifizierte.

Der einstige Fürst von Miramia ging auf die Stimme zu und beugte das Haupt. Ausnahmsweise blieb Adriano nicht bewegungslos sitzen, sondern führte seine Hand Ricardos Gesicht entgegen, damit dieser den Ring küssen konnte.

„Ich beglückwünsche Euch zu Eurer Wahl!“

„Danke!“ entgegnete Ricardo, während er sich setzte. „Ich hoffe, Ihr musstet nicht zu lange warten.“

„Ich habe Zeit mitgebracht, Ricardo. Ich weiß, dass Ihr mich nicht absichtlich warten lasst. Anders als Eure Vorgänger, die des öfteren vergessen haben, wo ihr Platz in der Welt ist.“

Bevor Ricardo etwas entgegnen konnte, öffnete sich die Tür, und ein Diener brachte Wein. Eine gemurmelte Entschuldigung verriet Ricardo, dass dies Loedhe war, sein kornischer Diener – der Bruder des früheren Banditen Flick, der ihm seit nunmehr drei Jahren treue Dienste leistete. Loedhe schenkte zwei Gläser ein und stellte die Flasche auf den Tisch.

„Wein aus Norlan!“ erklärte Ricardo, als Loedhe den Raum verlassen und die Tür geschlossen hatte. „Ein Farnländer! Wir haben einige Flaschen dieses edlen Tropfens retten können.“

„Die gute alte Zeit!“ brummte Adriano. „Nun, trinken wir auf Euren Sieg!“

„Auf unseren Sieg!“ verbesserte ihn Ricardo und hob sein Glas, ehe er es ansetzte und einen Schluck nahm, der eine wahre Wohltat nach den Strapazen des Tages war.

„Habt Ihr von den jüngsten Begebenheiten gehört, Ricardo?“

Der Konsul unterdrückte den Impuls, sein Glas in einem Zug austrinken zu wollen, und stellte es wieder ab. „Von welchen Ereignissen redet Ihr, Exzellenz?“

„Unsere Missionare mussten die Dörfer der Haronen verlassen. Sie sind einfach rausgeworfen worden. Und wisst Ihr, welche Botschaft dieser Vykor ihnen mitgegeben hat?“



Ricardo wusste es nicht, aber er konnte es sich denken. Der junge Harone war ein enger Verbündeter der *Gründer* um Gilberto und Virgilio.

„Er hat ihnen gesagt, sie sollten sich daran erinnern, was die Eukarianer mit Missionaren getan hätten. Was fällt einem dazu ein? Kaum zwei Jahre ist es her, dass die Haronen nicht mehr unsere Feinde sind, und schon drohen uns diese Bastarde wieder.“

„Ich werde mich mit dem Haronenproblem befassen“, versprach Ricardo. „Gleich morgen will ich...“

Er zuckte zusammen, als der Bischof unvermittelt mit der Faust auf den Tisch schlug. „Und soll ich Euch sagen, was Gilberto geantwortet hat, als wir uns bei ihm beschwert haben? Er hat gesagt, die Haronen hätten das Recht, ihren Glauben frei zu wählen. Wenn sie nicht freiwillig zu unserem Glauben fänden, könnte er sie nicht zwingen.“

„Nun ja...“ machte Ricardo einen neuen Versuch.

„Freiheit, Freiheit – ständig gebrauchen sie dieses Wort, verdrehen es bis zur Unkenntlichkeit. Was ist das für eine Freiheit, ohne Wissen um die heilige Schrift zu leben, ohne Aussicht, jemals das Licht des einen wahren Gottes zu sehen? Gilberto und all die anderen, die diese lästerlichen Gesetze mitgetragen haben, befinden sich in einem Zustand dauernder Todsünde!“

„Bitte beruhigt Euch, Eure bischöfliche Gnaden! Gilberto ist kein Konsul mehr!“

„Ja, zum Glück!“ fuhr Adriano mit leiserer Stimme fort. „Aber dieser Irrsinn herrscht weiter! Männer, die reden statt zu herrschen! Die sich weigern, der Kirche ihren rechtmäßigen Besitz zurückzugeben! Die Menschen dazu ermuntern, sündige Theater zu besuchen statt auf den Kirchenbänken Gott zu danken! Ihr solltet diesen ganzen Zirkus mit einem Handstreich beseitigen!“

Ricardo wartete auf das Ende des Ausbruchs, ehe er anmerkte: „Ganz so einfach wird es nicht werden.“

„Der gesamte Klerus setzt große Hoffnungen in Euch, Ricardo!“

„Ich weiß! Aber ich habe zwar mehr Macht als zuvor, aber ich kann nicht einfach alles abschaffen, was Virgilio und Gilberto in zwei Jahren aufgebaut haben. So gern ich es auch täte, man würde mich sofort absetzen und dafür sorgen, dass ich niemals wieder Macht erlange. Wir müssen diese Sache klüger angehen, Exzellenz!“

„Ja, ich weiß!“ erwiderte Adriano. „Und ob Ihr es glaubt oder nicht, ich habe mich sogar mit diesem nutzlos bedruckten Papier befasst, das man unsere Verfassung nennt – als wäre Gottes Wort nicht Grundlage genug für das Zusammenleben.“

„Ihr habt die Verfassung gelesen?“

„Ja, das habe ich. Und Ihr?“

„Gewiss!“ entgegnete Ricardo. Ein Senator und erst recht ein Konsul musste die Verfassung kennen.

„Dann wisst Ihr auch, dass ein Konsul zum Diktator ernannt werden kann, der ohne Zustimmung des Senats Entscheidungen fällen kann?“

„Im Kriegsfall, ja! Aber die Zeiten sind friedlich, wie Ihr wisst! Ich kann mich nicht erinnern, dass je zuvor so viele Völker im Frieden miteinander gelebt haben.“

„Das lässt sich schnell ändern!“ Nach einer kurzen Pause, in der er sein Weinglas nachfüllte, fuhr der Bischof fort: „Ihr dürft jedem, der uns hilft, die Freisprechung von allen Sünden versprechen.“

„Ich weiß nicht...“

„Warum zögert Ihr? Ihr habt versprochen, die Verhältnisse zu ändern, wenn Ihr erst einmal Konsul seid. Nun sagt nicht, dass Ihr das vergessen habt! Die Kirche kann Euch den Fürstentitel zurückgeben, Ricardo! Mehr noch, wir können Euch zum König krönen! Zum Kaiser gar, wenn das Euer Wunsch ist!“

Ricardo schüttelte den Kopf. Gewiss wollte er das, aber er wusste auch, dass sie nie und nimmer Erfolg hätten, wenn sie die Sache überstürzten.

„Exzellenz!“ mahnte Ricardo. „Wir haben ein Jahr Zeit, wir müssen nicht gleich morgen handeln. Was die Freisprechung von den Sünden betrifft: In der Hauptstadt gibt es jede Menge Prediger, die zum selben Gott beten wie wir, die aber Gilbertos Seite unterstützen.“

„Ketzer allesamt!“

„Mag sein! Aber diese Sache mit dem Krieg? Wen wollten wir denn angreifen? Der Senat würde dem niemals zustimmen.“

„Wir greifen überhaupt niemanden an! Wir werden angegriffen.“

„Ach so?“ Ricardo begann zu bezweifeln, dass der Bischof überhaupt wusste, wovon er sprach.

„Erinnert Ihr Euch, dass es der Händler in Norlan vermocht hat, Völker aufeinanderzuhetzen, die vorher friedlich miteinander gelebt hatten? Warum sollte uns nicht dasselbe gelingen?“

„Wollen wir die *Insel* in ein Massengrab verwandeln? Das würde Gott gewiss nicht gefallen.“

„Die Antwort auf die Frage, was Gott gefallen würde, überlasst Ihr bitte denjenigen, die etwas davon verstehen, nämlich uns! Ihr seid jetzt Konsul, und eins sage ich Euch: Wenn Ihr der Kirche wieder die Stellung verschafft, die ihr gebührt, dann *wird* das Gott gefallen – gleich mit welchen Mitteln das geschieht. Also, lasst Euch etwas einfallen!“

Mühsam hievte Adriano seinen massigen Körper aus dem Stuhl. „Ihr dürft meinen Ring küssen, Ricardo!“ sagte er.

Als Gilberto sein Pferd über die Stadtgrenzen hinaus durch die Felder lenkte, sog er gierig die frische Luft in seine Lungen. Die Straße war frei, so weit er blicken konnte, und so trieb er den Gaul zu einem schnellen Galopp an. Ein erschrockenes Rebhuhn schaffte es gerade noch, sich vor den Hufen in Sicherheit zu bringen. Erst am Waldrand verlangsamte Gilberto seinen rasanten Ritt und musste spontan auflachen.

„Wie lange habe ich das nicht mehr getan?“ fragte er sich.

Ein Jahr lang hatte er als Konsul die Sitzungen des Senats geleitet, hatte zwischen rivalisierenden Senatoren vermittelt und bei alledem gar nicht bemerkt, dass er die Stadt kaum noch verlassen hatte. Jetzt erst, als er den Weg bergan ritt und den harzigen Duft der Wälder von Neu-Korn roch, begriff er, was er vermisst hatte.

Wahrlich, er hatte sich in seine Aufgabe verrannt und kaum noch Zeit zum Leben gehabt. Seine Ehe mit Susanna hatte darunter gelitten, und an diesem Morgen hatte er ihr auch noch Vorwürfe gemacht. Er musste es wiedergutmachen, bevor sich dieser Tag dem Ende entgegenneigte.

Als sein Pferd den Wald verließ, lag vor ihm eine kleine, steinerne Hütte – die einzige auf dieser Lichtung. Ein rauchender Schornstein zeigte, dass jemand zu Hause war. Gilberto stieg ab und tätschelte dem Pferd den Hals. Einst hatte diese Stute Georgio gehört. Tilanda hatte er sie genannt und, wie Susanna ihm berichtet hatte, sie mehr als die meisten Menschen geliebt. Doch ins Numilenland hatte er sie nicht mitgenommen.

„Hallo?“ rief Gilberto. „Darf ich reinkommen?“

Nach wenigen Augenblicken ging die Tür auf, und ihm stand Carina gegenüber, im Arm ihre neugeborene Tochter.

„Gilberto!“ rief sie aus und legte einen Arm um ihn.

„Ich grüße dich, liebe Carina. Sieh an, das ist also euer zweites Kind. Wie war denn gleich der Name?“

„Wir haben sie Mariana genannt“, entgegnete Carina und präsentierte den Säugling, der vor Gilberto die Backen aufblies. „Nach meiner Freundin, die in Norlan bleiben musste.“

„Ein guter miramienischer Name“, sagte Gilberto, obwohl er im Stillen dachte, dass ihn dieser Name zu sehr von Unheil behaftet wäre, um ihn weiterzugeben. Die erste Mariana war von Haronen vergewaltigt und ermordet worden, und ihre Nichte gleichen Namens hatte ihre Bestimmung als Anführerin von Horden wilder rotländischer Kriegerinnen gefunden.

„Ist sie nicht ein großartiges Kind?“ rief eine Stimme aus dem Hintergrund.

Gilberto reckte den Kopf und lächelte. Flick saß an einem Tisch, seinen eineinhalb Jahre alten Sohn auf dem Schoß. Meodhe, so hatten sie dieses Kind genannt – ein kornischer Name, den schon ein Hochkönig von Norlan getragen hatte.

„Ihr lasst keine Zeit verstreichen, oder?“ fragte Gilberto.

„Warum auch? In diesem Haus ist noch Platz für einige Kinder mehr? Und du und Susanna? Wann fangt ihr denn an?“

Bei dem Thema senkte Gilberto den Blick. Als Flick die Verlegenheit des Freundes bemerkte,

entschuldigte er sich und zeigte auf einen Stuhl. „Bitte, setz dich! Kann ich dir eine Ziegenmilch anbieten, Gilberto?“

„Gerne! Der Ritt hat mich durstig gemacht.“

Ungefragt setzte Flick seinen kleinen Sohn auf Gilbertos Schoß. Der sah neugierig zu ihm auf und begann, unverständlich vor sich hinzubrabbeln. Derweil suchte Flick drei Gläser und füllte sie. „Für dich doch auch, Carina, nicht wahr?“

Sie nickte und setzte sich an den Tisch. „Geht es dir gut, Gilberto?“

„Ich glaube schon. Seit gestern bin ich nicht mehr Konsul. Aber ich habe noch gar nicht ganz begriffen, wieviel Freiheit mir das zurückgegeben hat.“

„Und da hast du beschlossen, endlich mal wieder deine alten Freunde zu besuchen“, sagte Flick und stellte die Gläser auf den Tisch. „Weißt du eigentlich, dass es über ein Jahr her ist, dass du zuletzt hier warst.“

Gilberto nickte schuldbewusst. „Ja, aber es wird jetzt häufiger werden, das verspreche ich.“

Der kleine Meodhe quengelte beim Anblick der Milch, und Gilberto ließ ihm den Vortritt. Erst als das Glas halb leer war, stellte er es ab und ließ Gilberto seinen Durst stillen.

„Ich weiß gar nicht, wie ihr das aushaltet“, sagte Flick. „Immer nur im Finsternen sitzen und reden. Reden, reden, reden.“

„Es ist wichtig, Bleadhe! Und es war Baldhurs letzter Wunsch.“

„Ja, gut! Ich weiß! Ich habe ja auch gewählt. Ich habe Tix meine Stimme gegeben, weißt du?“

„Hmpf! Ich habe mich schon gefragt, wer ihn eigentlich gewählt haben könnte. Vielleicht solltest du die Sache etwas ernster nehmen, Bleadhe.“

„Es gab vorher nicht einen einzigen Vertreter der früheren Söldner im Senat!“ kam Carina ihrem Mann zu Hilfe. „Das ist nicht gerecht. Wir nehmen die Republik ernst, Gilberto!“

„Na gut!“ seufzte Gilberto. „Sei es drum, ich bin nicht gekommen, um mit euch über Politik zu reden. Da wären mir tausend andere eingefallen, die ich hätte besuchen können. Nein, ich bin eigentlich hergekommen, weil ich ziemlich sicher war, dass ich hier *nicht* über Politik reden muss.“

„Dann bist du hier richtig.“ Ungezwungen gab sie ihrer Tochter die Brust. Gilberto war solche Freizügigkeit nicht gewohnt und sah verlegen zu dem kleinen Meodhe auf seinem Schoß, der heftig zu zappeln begonnen hatte. Mit Flicks Einverständnis entließ er ihn auf den Fußboden.

„Wie geht es mit der Enzyklopädie voran?“

„Schneller denn je“, erklärte Flick. „Wir können bald den Buchstaben A abschließen.“

„Oh je, dann seid ihr ja noch ganz am Anfang.“

„Na hör mal! Hast du eine Ahnung, wie lange es gedauert hat, alles zusammenzusuchen, was es zu Stichwörtern wie *Aalstad* und *Ardistan* zu wissen gibt. Aber unten in Georgia gibt es eine dieser neuartigen Werkstätten, wo sie mit den beweglichen Lettern drucken, und dort bringen wir demnächst einen riesigen Papierstapel hin. Wenn du willst, kannst du den ersten Band schon vorbestellen.“

„Das würde ich sehr gern. Und mehr noch, ich wollte fragen, ob ihr vielleicht Hilfe brauchen könntet.“

Flick grinste über sein vernarbt Gesicht, als hätte er die Frage kommen gesehen. „Ich ernenne dich hiermit zu unserem Experten für farnländische Geographie und Geschichte. Das macht die Sache einfacher, wenn du die Informationen einholst.“

„Dann will ich sehen, was ich tun kann. Sagt mal, wie finanziert ihr das alles eigentlich?“ Flick ging nach Gilbertos Wissen keiner geregelten Arbeit nach, und anders als mancher Adelspross konnte er sich auf keinen Rücklagen ausruhen.

„Wir haben uns Geld geliehen. Wir zahlen es zurück, wenn wir die Universität in Alberta gegründet haben.“

„Die Universität? Dann habt ihr dieses Projekt auch noch nicht aufgegeben?“

„Nein, wieso auch! Was ist denn ein Land ohne eine Universität wert? Ich habe viele Unterstützer, Gilberto. Und wenn sich die Studenten erst einschreiben, bekomme ich das Geld wieder rein.“

„Dann willst du selbst lehren?“ fragte Gilberto verwundert.

„Mal sehen! Das entscheiden wir, wenn die Universität steht. Vielleicht gibt Ricardo uns ja endlich

die Unterstützung für das Projekt.“

„Das bezweifle ich“, murmelte Gilberto.

„Du magst ihn nicht, was? Habe ich mir doch gedacht!“

Gilberto winkte ab. Er wollte nicht mehr über Ricardo sprechen. Sein Wunsch war, dass das Jahr mit Ricardo als Konsul ruhig vorüberginge, sich all seine Befürchtungen als umsonst erwiesen und er sich ein wenig zurücklehnen könnte.

„Ich höre, ihr habt die Raben wieder in den Dienst gerufen“, wechselte er das Thema.

„Wir haben sie nie außer Dienst gestellt“, antwortete Carina.

Überrascht blickte Gilberto sie an. „Dann gehörst du jetzt auch dazu?“

„Irgendjemand muss doch die ganzen ausgefallenen Mitglieder ersetzen. Wir sind nur zu viert, seit auch Soren und Turola das Interesse an unserem Bund verloren haben.“

„Zu viert? Also, ihr beide und Tarben Ragnarsson. Und wer ist der vierte?“

„Babur“, versetzte Flick. „Alberto hat ihm versprochen, ihn zu seinem Lehrling zu machen, aber dann ist er gestorben.“ Flick blickte zu Boden. Es schmerzte ihn noch immer, von Alberto zu sprechen, den er als letzter lebend gesehen hatte. „Nun holen Carina und ich die Erziehung nach.“

„Das ist nett von euch. Nun, dann ist doch sicher Platz für einen fünften, nicht wahr?“

Flick grinste. „Ich würde mich sehr freuen, Gilberto! Aber du sollst wissen, dass die Rabenbotschaften längst nicht mehr so dramatisch wie früher sind. Es geht nur noch selten um die Rettung der Welt vor Bedrohung und Tod.“

Seufzend entgegnete Gilberto: „Genauso hatte ich es mir erhofft!“

Während Flick an einer Enzyklopädie schrieb und zwei kleine Kinder großzog, war all dies seinem Bruder Loedhe vollkommen fremd. Einst hatte das Schicksal ihn begünstigt und auf die reiche Insel Ikila geführt, während sich sein jüngerer Bruder in den Straßen von Korn durchschlagen musste, stets in Gefahr, zu verhungern, von Bütteln gehängt oder von Mördern umgebracht zu werden. Dann hatte es irgendein ungerechter Gott für angebracht gehalten, die Verhältnisse umzukehren. Plötzlich war Flick als Retter der Welt gefeiert worden, als vorbildlicher Held, und selbst jetzt noch pilgerten Menschen zu seiner Hütte, um den jungen Mann kennenzulernen, durch dessen Mut der Prinzipal besiegt worden war.

Loedhe war noch nie dort gewesen. Seit seiner Ankunft auf der *Insel* hatte er Flick nicht mehr gesehen, und er hatte auch kein entsprechendes Bedürfnis. Das Schreiben einer Enzyklopädie war nur eine von vielen vollkommen unnützen Beschäftigungen, die sein nichtsnutziger Bruder so sehr liebte. Loedhe hatte zu arbeiten. Für Ricardo, den alle in seinem Haushalt noch immer den *Fürsten* nannten, obwohl er das längst nicht mehr war.

Immer hatte Loedhe alles richtig gemacht, seinem Herrn ohne jedes Widerwort gedient und jeden Auftrag so eilig und sorgfältig wie möglich ausgeführt. Dass er dafür nicht reicheren Lohn erfuhr, empfand er als ungerecht, aber so war die Welt nun einmal. Die Menschen liebten einen Tunichtgut wie seinen Bruder und ignorierten ihn, Loedhe, dem Ordnung und Treue noch etwas bedeuteten.

Darüber grübelte Loedhe wie so oft, während er sein Pferd über die Straßen von Erkinlik führte, wie die Ardistaner ihr Land auf der *Insel* genannt hatten. Es wäre wohl schneller gegangen, wenn er sich in den Sattel gesetzt hätte und losgeritten wäre, aber Loedhe war kein guter Reiter, und er zog es vor, zu Fuß zu gehen. Diesem Umstand war es zu verdanken, dass er schon fünf Stunden unterwegs war und nicht einmal die Hälfte der Strecke geschafft hatte. Es würde Abend sein, bevor er sein Ziel erreichte.

Wie gesagt, Loedhe hatte sich nie über einen Auftrag beklagt. Auch diesen hatte er ohne ein Wort des Protests wahrgenommen, denn Dienern stand es ohnehin nicht an, zu protestieren. Nach Eodh sollte er gehen und den Kornen Tix aufsuchen.

„Du bist ein Korne, wie er“, hatte Ricardo dem entsetzten Loedhe erklärt. „Darum werde ich dich schicken.“

Loedhe konnte dieser Begründung nicht folgen. Früher war Tix ein Freund seines Bruders gewesen, ein Straßendieb und ebensolcher Taugenichts. Es hieß, dass sie noch heute einander trafen und sich gut verstanden. Dabei wollte kein anständiger Mann etwas mit den einstigen Söldnern aus

Korn zu schaffen haben. Das erkannte man schon daran, dass es auf der *Insel* zwei kornische Länder gab: Neu-Korn im Zentrum, das all die unschuldigen Flüchtlinge aus der Grafschaft Korn aufgenommen hatte, und eben Eodh, abgelegen an der stürmischen nordöstlichen Küste, wo die Söldner ihre Häuser gebaut hatten.

Kein anständiger Mann ging nach Eodh. Und doch war dies der Weg, den Loedhe beschritt. Denn seinem Herrn gehorchte man. Ohne Wenn und Aber.

Nachdem er Erkinlik hinter sich gelassen hatte, war Loedhe doch noch in den Sattel geklettert, weil er befürchtete, sonst nicht vor Einbruch der Dunkelheit in Eodh einzutreffen. Als er die tief stehende Sonne betrachtete, kam ihm ein entsetzlicher Gedanke – er musste es ja nicht nur bis Eodh schaffen, sondern auch noch zurück bis mindestens nach Erkinlik. Dort würde ihn gewiss ein Gasthaus aufnehmen. Aber wenn er nicht rechtzeitig aufbrach, musste er in Eodh übernachten.

Daran hatte Loedhe vorher gar nicht gedacht. Er war es gewohnt, dass andere für ihn die Entscheidungen trafen und seinen Tagesablauf planten. Botengänge über so weite Distanzen waren früher schon deshalb nicht denkbar gewesen, weil die ganze Insel Ikila nicht groß genug gewesen war.

Als er endlich das Rauschen des Meeres hörte, hatte die Sonne eine glutrote Farbe angenommen. Er erkannte einige kleine Hütten, die sich aneinander drückten, als wollten sie einander wärmen. Sie waren bescheiden, aber nicht verfallen – das konnten sie kaum zwei Jahre nach ihrem Bau auch kaum sein, und doch hätte Loedhe genau das erwartet, weil es zu den Bewohnern zu passen schien. Irgendwelche Baumeister hatten den Söldnern geholfen, diese Hütten zu errichten. Als wären es ehrliche, anständige Leute, die solche Bevorzugung verdienten.

Loedhe kletterte aus dem Sattel, bevor er das Dorf erreicht hatte, denn er war ein schlechter Reiter und wollte sich nicht vor den Augen anderer blamieren. Erst recht nicht vor den Augen *dieser* anderen.

Als er bei der ersten Hütte angekommen war, bemerkte er einen jungen Kornen, der es sich davor auf einer Bank bequem gemacht hatte.

*Tagediebe*, dachte Loedhe, *wie ich es mir gedacht habe!*

Zwar war es Abend, und auch Menschen, die einer Beschäftigung nachgingen, mochten jetzt bereits zu Hause sein, aber Loedhe konnte sich nicht vorstellen, dass sich diese Leute nützlich zu machen wussten.

Er versuchte, Verachtung in seine Stimme zu legen (was ihm nicht gut gelang), als er sagte: „Ich suche das Haus von Tix.“

Der andere stand auf und grinste. „Sieh an, Loedhe, der Stiefellecker der Ikilaner, besucht uns.“

Loedhe lief rot an. „Ich komme im Auftrag von Fürst Ricardo von Miramia! Und ich will zu Tix! Wenn du mir nicht hilfst, wird Ricardo sehr zornig werden!“

„Ist ja gut, du Blödmann!“ Der andere schüttelte den Kopf. „Hast auch nicht bemerkt, dass es kein Miramia mehr gibt, was? Fünf Häuser weiter, linke Seite! Aber glaub nicht, dass du dort willkommen bist!“

Ohne zu antworten, setzte Loedhe seinen Weg fort. Er zählte die Häuser, und da sie so eng beieinander standen, musste er nicht weit gehen. Energisch klopfte er gegen die Tür und wartete dann, unruhig von einem Fuß auf den anderen tretend.

Als die Tür geöffnet wurde, holte er Luft und hielt sogleich überrascht inne. Vor ihm stand eine Frau. Mit ihrem schwarzen Haar und ihrer bräunlichen Haut war sie sogleich als Ardistanerin zu erkennen. Und noch etwas fiel auf: Ihr Bauch rundete sich merklich, als stünde sie kurz vor einer Geburt.

„Äh...“ setzte Loedhe an, doch diese Situation war zu unerwartet, als dass er sich schnell fangen konnte.

„Was ist denn, Sibel?“ fragte eine Stimme aus dem Hintergrund.

Eine männliche Stimme. Eindeutig Tix, der kornische Gauner, der nun ebenfalls zur Tür kam und sich neben die Frau stellte, die offenbar *seine* Frau war.

„Loedhe?“ fragte Tix verwundert.

„Ich komme im Auftrag von Fürst Ricardo von Miramia“, sprudelte es aus ihm heraus. „Er will dich sprechen! Du wirst mitkommen und hören, was er zu dir zu sagen hat.“

Tix wechselte einen Blick mit seiner Frau. Dann lachte er leise. „Ricardo ist kein Fürst mehr! Er ist Konsul! Und er hat mir nichts zu befehlen!“

„Heißt das, du sagst nein?“

„Du störst uns beim Abendessen, Loedhe! Wenn Ricardo mich sprechen will, dann soll er es im Senat tun! Ich bin nämlich Senator, weißt du?“

Loedhe nickte, denn davon hatte er gehört, obwohl es ihm noch ungeheuerlicher als all die anderen Sachen vorkam. „Ich habe einen Brief für dich!“ sagte er und kramte ein Pergament hervor. Ricardo hatte ihm aufgetragen, dieses Schreiben nur dann zu verwenden, wenn Tix nicht freiwillig mitkäme.

Der einstige Söldner nahm es entgegen und entfaltete es. Einige Zeit sah er auf die Schrift, ehe er den Brief Loedhe zurückgab. „Lies ihn mir vor!“ sagte er.

„Ach ja“, bemerkte Loedhe gehässig. „Ich vergaß, dass du nicht lesen kannst.“

Nun verengten sich Tix' Augen, aber der Korne unternahm nichts. Er wartete nur ab, dass Loedhe zu lesen begann.

„Lieber Senator Tix,

*in dieser Stunde des Neubeginns brauche ich die tüchtigsten Männer der Republik, und zu diesen zähle ich Euch. Wir kennen uns kaum, aber doch erinnere ich mich, wie treu Ihr zuletzt unserem König Baldhur gedient habt. Seid versichert, dass ich gerne Euren Rat hören möchte, damit wir gemeinsam die Zukunft unserer Insel aufbauen können. Bitte begleitet meinen Diener und sucht mich so bald wie möglich auf. Ich freue mich darauf, Eure Ideen anzuhören.*

*Hochachtungsvoll,*

*Ricardo, dritter Konsul der Insel, Fürst von Miramia“*

Nach einer Weile des Schweigens fragte Tix: „Das hat er geschrieben?“

Auch Loedhe selbst konnte nicht glauben, was er da eben vorgelesen hatte. Er hatte den Brief zuvor nicht geöffnet, denn das wäre ungehörig gewesen. Dieses Lob für einen so niedrig stehenden Gauner war etwas, was Ricardo überhaupt nicht ähnlich sah. Also konnte das nur zweierlei bedeuten: Entweder hatte Ricardo tatsächlich vor, zum Wohle aller einen anderen Stil zu pflegen. Oder aber er plante etwas und brauchte dazu Tix' Dienste, und da er ihm nicht mehr befehlen konnte, musste er ihm schmeicheln.

„Ja, das hat er!“

„Dann solltest du gehen!“ sagte Sibel. „Ricardo hat Geld und Macht! Wenn er dich braucht, kann das nur Gutes für uns bedeuten.“

Doch Tix runzelte die Stirn. Er nahm Loedhe den Brief ab und betrachtete ihn, als könnte er allein dadurch etwas Neues erfahren.

„Warum bespricht er das nicht im Senat, wenn er etwas von mir will?“

„Du solltest es herausfinden, Tix! Es wäre nicht klug, diese Einladung auszuschlagen.“

„Hm! Ich weiß nicht! Und ausgerechnet Ricardo! Das passt nicht zu ihm!“

„Wie gesagt“, mischte sich Loedhe wieder ein, „sollten wir keine Zeit verlieren und sofort losgehen.“

„Wie denn, jetzt?“ Skeptisch blickte Tix auf den sich verfinsternden Himmel.

„Wir gehen bis Erkinlik und nehmen uns ein Gasthaus! Und morgen gehen wir den Rest des Weges!“

„Was ist das für ein Unfug? Ich bleibe heute nacht hier! Und morgen ist genug Zeit für die ganze Strecke! Aber du darfst gerne vorreiten, Loedhe, ich lege keinen Wert auf deine Gesellschaft.“

*Und ich nicht auf deine*, dachte Loedhe. „Dann versprichst du, morgen zu kommen?“

„Ja, ich komme und höre mir an, was er zu sagen hat! Und ich hoffe, dass es sich lohnt! Gute Nacht, Loedhe!“

Mit diesen Worten schlug er die Tür zu. Loedhe verlor keine Zeit mehr, sondern ging schleunigst zu seinem Pferd zurück. Rasch führte er es über den Weg aus Eodh hinaus. Die ersten Sterne waren am Himmel aufgezogen, und durch die Fenster der Hütten schien Kerzenlicht. Er war viel später dran als geplant. Fluchend brauchte er drei Versuche, um in den Sattel zu gelangen.

Vorsichtig setzte das Pferd seine Schritte. Doch die Straße war kaum zu erkennen. Schon an der ersten Biegung verlor er sie und merkte es erst, als er schon in das Dünengras ritt. Ängstlich sah er sich um. Bei dieser Finsternis würde er nie den Weg bis Erkinlik finden – zumal er noch nicht einmal wusste, wo und ob es dort ein Gasthaus gab.

Loedhe stieg wieder aus dem Sattel. Er wusste, dass er etwas Unangenehmes tun musste. Etwas so Unangenehmes, dass ihm allein schon bei dem Gedanken schlecht wurde.

Nur wenige Minuten später stand er wieder dort, von wo er keine halbe Stunde zuvor aufgebrochen war. Er klopfte gegen die Tür, und diesmal war es Tix selbst, der öffnete. Ohne Gruß blickte er den Diener an, der den Kopf gesenkt hielt.

„Ähm“, begann Loedhe. „Ich wollte fragen, ob es hier vielleicht einen Schlafplatz für mich gibt?“

Am Folgetag ritten Loedhe und Tix getrennt zu Ricardos Anwesen zurück. Ebenso wie Loedhe war Tix alles andere als ein begnadeter Reiter. Die kornischen Bewohner von Eodh teilten sich ein gemeinschaftliches Pferd, da kein einzelner wohlhabend genug war, sich eines zu leisten. Auf diesem machte sich Tix auf den Weg, doch er wählte eine andere Strecke als Loedhe.

Während der ängstliche Loedhe die gesicherte Straße von Erkinlik nahm, ritt Tix auf dem kürzeren Weg durch die Schwarzhügel. Und so kam es, dass er, obwohl er eine Stunde nach Loedhe aufgebrochen war, lange vor diesem am Fuß der Raul-Berge eintraf. Mit Überraschung wurde dies von Ricardos Bediensteten zur Kenntnis genommen, aber sie hatten ihn erwartet und baten ihn herein.

Er durfte sich waschen und sein Pferd versorgen lassen, ehe man ihn in Ricardos Arbeitszimmer brachte. Dort empfingen ihn drei Männer. Er erkannte nur Ricardo, der wegen seiner Augenbinde mit niemandem zu verwechseln war. Ein weiterer Mann war an seinem Ornat als Bischof auszumachen, und ein dritter war offenbar ein Adliger in Ricardos Diensten.

„Mein lieber Freund“, begrüßte Ricardo den Kornen, der sich verwundert fragte, womit er diese Anrede verdiente. Bislang hatte er nie den Eindruck gewonnen, dass Ricardo ihn auch nur zur Kenntnis nahm, geschweige denn schätzte. „Danke, dass du so schnell gekommen bist.“

„Guten Tag, Konsul Ricardo“, grüßte Tix zurück. Er verbeugte sich nicht, und er gebrauchte nicht den Fürstentitel. Der Bischof nahm das mit einem missbilligenden Grunzen zur Kenntnis, aber Ricardo schien sich nicht daran zu stören.

„Das ist Bischof Adriano! Du bist doch ein Mann im rechten Glauben, nicht wahr?“

„Ja“, bestätigte Tix. „Wir Kornen glauben an Gott.“

„Das freut mich zu hören“, brummte Adriano. „Du darfst meinen Ring küssen, mein Sohn!“

Tix ging auf ihn zu und tat wie geheißen, merkte aber, dass der Bischof geistesabwesend in eine andere Richtung blickte.

„Und das ist mein treuer Gefolgsmann Tiago!“ stellte Ricardo nun den dritten vor. „Er war es, der deinen Freund Bleadhe im Zackengebirge aufflas, als der sich noch Flick nannte. Er ist doch mit dir befreundet, oder?“

„Ja“, bestätigte Tix. Er sah sich unsicher um, denn er fühlte sich immer noch mehr wie in einem Hinterhalt als bei einem Gespräch mit drei so wichtigen Männern.

„Bitte, nimm doch Platz! Ich lasse dir zu trinken bringen, und wenn wir hier fertig sind, sollst du dich richtig satt essen! Ich hörte, dass es mit der Versorgung von Eodh nicht zum Besten steht. Du siehst dünn aus, mein Freund!“

„Ich... was?“ Verwirrt sah Tix ihn an. „Ihr könnt doch gar nicht sehen, wie ich aussehe.“

Ricardo lachte leise. „Nein, aber man hat mir dein Aussehen beschrieben. Ich war neugierig auf den Mann, der so mutig war, gegen mich für die Wahl zum Konsul anzutreten.“

Dazu schwieg Tix. Er hielt es inzwischen für eine große Torheit, dass er sich aufgestellt hatte. Kein einziger Senator hatte ihn gewählt, was ihm einigen Aufschluss über die Wertschätzung gab, die man den Kornen entgegenbrachte. Um so verwunderlicher schien ihm Ricardos Freundlichkeit.

„Das Land, auf dem ihr siedelt“, fuhr Ricardo fort, „ist nicht besonders fruchtbar. Eure Ernten bringen kaum genug für euch ein.“

„Wir kommen zurecht“, behauptete Tix.

„Ich zweifle nicht daran, dass ihr irgendwann lernt, mit den Eigenarten des Bodens vertraut zu werden. Aber wie lang wird das dauern? Und wieviele Kinder werden sterben, weil sie nicht genug zu essen bekommen?“

Tix, der kurz davor stand, erstmals selbst Vater zu werden, wurde rot, entgegnete aber nichts. Er wusste um all diese Probleme. Viele Kornen mühten sich, aber längst nicht alle. Sie waren das Arbeiten nicht gewohnt, und so sehr Tix sie auch ermutigte, so vertrieben sich einige von ihnen den lieben langen Tag mit Nichtstun und ließen die Felder verdorren.

„Die Felder der Miramiener sind überreich“, sagte Ricardo. „Gewiss fällt genug für euch ab. Wir können euch etwas abgeben.“

„Ich fürchte, wir könnten das nicht bezahlen.“

„Aber ich rede von kostenlosen Lieferungen. Von Hilfen für unsere kornischen Nachbarn.“

Verwundert sah Tix den Konsul an. Er wartete darauf, dass Ricardo erklärte, wo der Haken bei der Sache war. Und wie erwartet sagte der frühere Fürst: „Für eine kleine Gegenleistung.“

„Und die wäre?“

Zufrieden lehnte sich Ricardo zurück. Bevor er fortfuhr, griff er nach seinem Weinglas und nahm einen ausgiebigen Schluck. Lächelnd fuhr er sich über den Mund. „Ich hoffe, ihr Kornen habt den Umgang mit Waffen nicht verlernt.“

„Nein“, versetzte Tix. „Aber wir mussten alle Waffen abgeben. Der Senat hat im ersten Jahr beschlossen, dass wir nur unter der Bedingung hier siedeln dürften.“

„Der Senat beschließt heute dies und morgen das. Ich kann euch die Waffen zurückgeben.“

„Und dann?“

„Dann werdet ihr auf meinen Befehl eure ikilanischen Nachbarn angreifen.“

Tix glaubte, sich verhört zu haben. „Wir sollen was tun?“

„Ilik-Stadt angreifen. Ich hörte, dass es immer noch viel Hass zwischen euch Kornen und den Ikilanern gibt. Und von den Ikilanern hört man kaum etwas Gutes. Sie sollen ein Haufen Tagediebe sein, die nichts als Ärger machen.“

Es stimmte, dass man das von den Ikilanern behauptete. Wie auch von den Kornen. Auf der *Insel* hatten die meisten Menschen von beiden Gruppen eine gleichermaßen niedrige Meinung.

„Ihr wollt, dass wir sie umbringen?“ hakte Tix nach. Er wusste, dass dieser Auftrag bei vielen der Seinen auf Begeisterung stoßen würde.

„Eine Lektion erteilen“, korrigierte Ricardo ihn. „Mehr nicht!“

Während Tix noch nachdachte, fügte der Bischof hinzu: „Anders als ihr glauben die Ikilaner nicht an den einzigen und wahren Gott. Und ich werde euch für all eure Taten die Absolution erteilen. Es gäbe also keinen Grund, sich um euer Seelenheil zu sorgen.“

Plötzlich ging Tix ein Licht auf. Er sah erst zu Ricardo, dann zu dem Bischof. Beide lächelten zufrieden, und nur der Ritter Tiago zog ein etwas unglückliches Gesicht. Doch Tix kam all dies sehr bekannt vor. Er war schon einmal in einer ähnlichen Lage gewesen, wenngleich es damals nicht an ihm gewesen war, eine Entscheidung zu fällen.

„Ihr seid wie der Händler“, sagte Tix.

Ricardos Miene versteinerte. „Was sagst du?“

„Ihr seid genauso wie die Haronen! Ihr sucht Handlanger, die Aufruhr auf der Insel anrichten, damit Ihr uns für eure Zwecke benutzen könnt.“

„Sagtest du, Ricardo von Miramia sei wie die Haronen?“ Der Konsul war zornig, aber Tix fühlte sich ebenso. Hier war niemand am Wohlergehen der Kornen interessiert. Und vielleicht wäre Tix auf Ricardo hereingefallen, wenn er nicht schon einmal dasselbe durchgemacht hätte. Auch damals hatte ein Mann versprochen, es ginge ihm um die Freiheit von Korn. Und am Ende hatten für die meisten Kornen Folter und Tod gestanden, während sich die Haronen nicht mehr um sie gekümmert hatten.

„Ich lehne Euer Angebot ab, Ricardo“, sagte Tix. „Wir sind keine Söldner mehr! Ich weiß nicht, was Ihr genau vorhabt, aber eins weiß ich: Am Ende wären wir Kornen wieder die Dummen, und man würde uns von der *Insel* werfen. Nur Ihr würdet nicht verlieren, ganz egal, wie diese Sache ausgeht, weil Leute wie Ihr nämlich nie verlieren.“



„Was glaubst du, mit wem du redest?“ empörte sich der Bischof. „Du solltest etwas mehr Demut üben, Tix von Korn!“

„Ich werde jetzt gehen! Und zwar nach Alberta, und dort erzähle ich Gilberto, wozu Ihr mich heute überreden wolltet! Bestimmt wird ihm das nicht gefallen!“

Tix wandte sich ab, doch er fand die Tür versperrt. Der Ritter Tiago hatte sich davor aufgebaut, eine Hand am Gurt seines Schwertes.

„Nein, das würde ihm wohl nicht gefallen!“ sagte Ricardo. „Leider wirst du sehr lange nirgendwo mehr hingehen, mein lieber Tix! Du hast eben die falsche Entscheidung getroffen. Jetzt kann ich für nichts mehr garantieren! Wachen!“

Die Tür öffnete sich, und weitere Soldaten kamen in den Raum. Sie umringten sogleich Tix, als hätten sie nur auf diesen Befehl gewartet. Tix sah sich nach einem Fluchtweg um, doch alle Fenster waren verriegelt, und das war gewiss kein Zufall.

„Sperrt ihn ein!“ befahl Ricardo. „Sorgt dafür, dass ihn niemand zu Gesicht bekommt!“

Mehrere Männer packten Tix bei den Oberarmen. Der sah ein, dass Widerstand zwecklos war, und ließ es geschehen. „Ihr seid wirklich wie die Haronen, Ricardo“, spie er aus.

„Nein“, fuhr der Konsul dazwischen. „Denn wenn ich das wäre, wärst du jetzt schon nicht mehr am Leben. Danke Gott, dass du Ricardos Gefangener bist! Und nutze die Tage, um Reue für deine Dummheit zu üben!“

Als er fortgebracht worden war, trommelte Ricardo eine Zeitlang missgelaunt auf seinen Schreibtisch. Tiago war mit den Soldaten gegangen, so dass er mit Bischof Adriano allein im Raum blieb. Erneut griff Ricardo nach seinem Weinglas, doch er verfehlte es und stieß es um. Unter wütenden Flüchen rückte er vom Tisch ab, und der Bischof sah ihn missbilligend an.

„Also gut“, sagte Ricardo endlich. „Dann machen wir den Ikilanern jetzt dasselbe Angebot. Wie besprochen!“

„Wie besprochen!“ bestätigte Adriano.

„Und es stört Euch nicht, dass wir uns mit Ungläubigen verbünden?“

Der Bischof zuckte die Achseln. „Es spielt keine Rolle, was das Werkzeug glaubt. Auch der Hammer, den ich benutze, um einen Nagel in die Wand zu schlagen, ist schließlich nicht getauft.“

Ricardo nickte, ohne das merkwürdige Gleichnis zu kommentieren.

„Und was werdet Ihr mit diesem Tix machen?“

„Ich habe eine Jagdhütte in den Bergen. Dort lasse ich ihn hinbringen und bewachen.“

„Ihr solltet ihn umbringen lassen.“

Gereizt erhob sich Ricardo. „Danke für den guten Rat, Exzellenz! Aber ich bin tatsächlich kein Harone!“

„Natürlich seid Ihr das nicht! Ihr seid ein Diener Gottes, und die Haronen waren auf der Seite des Teufels! Ich werde jetzt gehen, Ricardo. Ihr dürft meinen Ring küssen!“

Vierzehn Tage waren vergangen, seit Gilberto die Bürde des hohen Amtes losgeworden war. Die Last war nicht mit einem Ruck von seiner Schulter gefallen. Sie hatte sich allmählich gelöst, war Gramm für Gramm herabgeriesel und hatte ihn endlich freigegeben. Er fühlte sich so jung wie nie in den vergangenen Jahren.

Seinen Arm hatte er um Susanna gelegt, die neben ihm döste und den schönen Frühlingstag genoss. Lerchen erfüllten die Lüfte über ihnen mit ohrenbetäubendem Gesang, und zu ihren Füßen plätscherte der Laurin-Fluss auf seinem Weg gen Süden.

„Das ist Leben“, stellte Gilberto plötzlich fest.

„Schön, dass du das endlich gemerkt hast“, murmelte Susanna. Doch sie war nicht in der Stimmung für Vorwürfe. Sanft küsste sie ihn auf die Wange.

An diesem Morgen hatte Gilberto einen Ausritt vorgeschlagen. Susanna durfte die Richtung bestimmen, und sie hatte sich für den Osten entschieden. Sie hatten die Straße nach Erkinlik eingeschlagen, waren dann aber querfeldein geritten, bis ihnen der Laurin den Weg versperrt hatte. Susanna hatte mutig ein Bad in dem eiskalten Fluss genommen, während Gilberto es nur bis zu den Knien geschafft hatte. Doch auch so war er nass geworden, weil Susanna ihn unablässig bespritzt

hatte, trotz all seiner Drohungen.

„Wir könnten nachher noch Ahmat und Babur einen Besuch abstatten“, schlug Gilberto vor, denn schließlich lag das ardistanische Land Erkinlik gleich hinter dem Fluss.

„Ach, heute nicht! Der Tag soll nur uns beiden gehören.“

„Wie du willst!“ entgegnete Gilberto und fuhr ihr durch das glatte Haar.

Unvermittelt begann sie, die Kleider abzulegen. Sie streifte ihr Hemd ab und entledigte sich der Hose, die sie beim Reiten zu tragen pflegte. Gilberto sah auf das Dreieck zwischen ihren Schenkeln und spürte, wie seine Erregung wuchs.

„Hier?“ fragte er und sah sich um.

„Es ist weit und breit niemand da! Komm schon!“

Er ließ sich nicht zweimal bitten und begann, sich auszuziehen.

Sie liebten sich wieder und wieder, und nach dem dritten Mal ließ sich auch Gilberto überreden, in den Fluss zu steigen. Das Wasser bohrte sich wie Dolche aus Eis in seine Haut. Kurz tauchte er den Kopf unter, dann beeilte er sich herauszulaufen, Susannas Lachen zum Trotz.

Als er nach seinen Kleidern greifen wollte, hielt er inne. Ein großer Rabe hatte es sich neben ihnen bequem gemacht. Geduldig hatte er gewartet, dass die Empfänger das Wasser verließen, denn eine Nachricht ließ sich nicht einfach an prustende und spritzende Menschen übergeben.

„Braves Tier“, flüsterte Gilberto und kraulte ihm das Gefieder. Dann begann er in ihrem Gepäck zu wühlen.

„Suchst du etwa unseren Proviant?“ fragte Susanna mit gespielter Empörung.

„Du kennst die Regeln. Gib den Raben eine Belohnung, sonst überlegt er es sich beim nächsten Mal, ob es die Mühe wert ist, die Botschaft zu überbringen.“

„Na gut, dann gib ihm deinen Anteil!“

Auch Susanna verließ nun das Wasser. Als sie herbeilief, fielen einige Tropfen auf den Raben, der empört aufflog und einige Schritte weiter landete.

„Halt!“ rief Gilberto. „Die Botschaft!“

Er lief dem Raben nach, um das Röllchen von seinem Bein zu lösen. Früher hatte es eine Zeit gegeben, als Leben und Tod von diesen Nachrichten abhingen. Mit zitternden Händen hatte er sie damals geöffnet, immer in Erwartung einer neuen Hiobsbotschaft. Er war nicht traurig, dass diese Zeiten vorbei waren. Die Neuigkeiten waren meistens belanglos, aber es machte dennoch Spaß, sie auszutauschen.

„Von wem ist sie?“ rief Susanna.

„Von Bleadhe“, murmelte Gilberto, während er las.

*Lieber Gilberto,  
bin in Eodh. Tix ist entführt worden. Sie sagen, dass Ricardo dahintersteckt. Gehe jetzt zu ihm.  
Wenn ich nicht zurückkehre, weißt du, dass er etwas damit zu tun hat.  
Dein Bleadhe.*

Das war keine belanglose Botschaft. Wortlos gab er sie an Susanna, die sie ebenfalls las.

„Tix?“ fragte sie. „Das ist doch dieser Korne, der...“

„...der von den Seinen in den Senat gewählt worden ist, ja“, vervollständigte Gilberto den Satz. „Er ist tatsächlich den letzten beiden Sitzungen ferngeblieben. Wir haben gedacht, er sei seines neuen Amtes schon müde geworden.“

„Aber das ist doch Unfug! Warum sollte Ricardo ihn entführen? Bestimmt irrt Bleadhe sich.“

„Bleadhe wird seine Gründe haben, das zu schreiben“, murmelte Gilberto. Er las die Zeilen noch einmal, aber sie veränderten ihren Inhalt nicht. Was jemand für einen Grund haben mochte, ausgerechnet einen einstigen kornischen Söldner zu entführen, ahnte Gilberto auch nicht. Aber er wusste, wie schlau Ricardo war. Wenn der frühere Fürst etwas plante, dann bedeutete es gewiss nichts Gutes.

„Oh je!“ rief Susanna aus. „Das war es dann mit deinem Urlaub, oder?“

Gilberto zwang sich zu einem Lächeln. „Vielleicht löst sich ja alles auf! Aber hierum muss ich mich kümmern.“

„Und willst du etwa auch zu Ricardo reiten?“

„Nein! Ich gehe zu Carina und warte mit ihr auf Bleadhe! Und dann will ich wissen, was es damit auf sich hat.“

Noch während er sein Hemd zuschnürte, kam Susanna auf ihn zu und küsste ihn. „Es war ein schöner Tag, Gilberto!“

Er nickte. „Wir werden das bald wiederholen, Susanna! Das ist ein Versprechen!“

Die Befürchtung, dass Flick nicht zurückkehrte, bewahrheitete sich nicht – aber ebenso wenig hatte er Erfolg. Man hatte ihn nicht einmal zu Ricardo vorgelassen, und auch seinen Bruder Loedhe hatte er nicht sprechen dürfen. So beschloss Gilberto, die Angelegenheit am übernächsten Tag im Senat zur Sprache zu bringen.

Lang und ausführlich berichtete er über alles, was Flick in Erfahrung gebracht hatte. Als er Ricardo beschuldigte, blieb der auf seinem Stuhl regungslos sitzen, als hätte er ihn nicht gehört. Unter den anderen Senatoren entstand allerdings einiges Getuschel.

„Und Ihr seid sicher“, entgegnete Ricardo, nachdem Gilberto seine Ausführungen vorgetragen hatte, „dass Ihr trotz der langen Liste unserer Tagesordnung den Senat mit der Frage des Verschwindens eines Kornen behelligen wollt?“

„Nicht irgendeines Kornen!“ versetzte Gilberto wütend. „Sondern eines Senators! Es gibt etliche Zeugen dafür, dass Ihr Euren Diener Loedhe geschickt habt, um Tix zu Euch bringen zu lassen. Und seither hat ihn niemand mehr gesehen! Wollt Ihr das bestreiten? Sollen wir Loedhe vorladen und unter Eid aussagen lassen?“

„Aber das bestreite ich ja überhaupt nicht! Ich habe Loedhe tatsächlich geschickt, und er ist auch dort gewesen. Im übrigen hat man ihn nicht sehr freundlich behandelt.“

*Das wundert mich nicht*, dachte Gilberto, sprach es aber nicht aus. Ricardos Diener war fast ebenso übellaunig wie sein Herr. „Und weiter?“

Ricardo bemühte sich um eine gelassene Miene, dachte aber, dass er sich einen solchen Ton nicht mehr gefallen lassen würde, wenn er erst seinen Fürstentitel zurückgewonnen hätte. „Wie Euch jeder Korne in diesem verruchten Nest namens Eodh bestätigen kann, ist Tix nicht mit Loedhe zurückgekommen. Er hat zwar zugesagt, später auf einem anderen Weg nachzukommen – aber das ist nie geschehen.“

„Senator Gilberto“, mischte sich Soren ein. „Welches Interesse sollte denn mein Bruder an einer Entführung dieses Kornen haben?“

„Die Frage ist eine andere“, rief Virgilio. „Welches Interesse hat Konsul Ricardo überhaupt, Tix zu sich zu rufen.“

„Das ist eigentlich meine Sache allein“, antwortete Ricardo. „Aber um des Friedens willen sage ich es Euch: Ich will alle Anführer der Dörfer dieser Insel zu mir bitten und mich mit ihnen austauschen. Ahmat von Erkinlik wird bestätigen, dass ich ihn für die nächste Woche eingeladen habe.“

Ahmat nickte, aber Gilberto beachtete ihn gar nicht. „Tatsache ist aber, dass Senator Tix spurlos verschwunden ist! Welche Antwort habt Ihr darauf?“

„Warum soll ich darauf eine Antwort haben?“ entgegnete Ricardo gereizt. „Er ist meiner Einladung nicht gefolgt. Vielleicht streunt er einfach durch die Dörfer und gibt das Geld, das ihm als Senator zusteht, in irgendwelchen Schenken aus. Vielleicht aber tue ich ihm auch unrecht und er ist tatsächlich zu mir aufgebrochen. Der Weg durch die Schwarzhügel ist nicht eben der sicherste. Dazu muss er an Ilik-Stadt vorbei, und jeder weiß, wie schlecht Ilikaner und Kornen noch immer aufeinander zu sprechen sind.“

„Senator Gilberto“, wandte ein älterer Senator namens Aegidio ein. „Wir haben eine lange Liste von Punkten, die zu debattieren sind. Nicht zuletzt die Frage der Mittel für die neuen Straßen, und den Ausbau unserer Häfen. Wollen wir...“

„Ein Senator ist verschwunden!“ erregte sich Gilberto. „Auch wenn er nicht beliebt war, ist es die

Pflicht unseres Hauses, dieser Sache auf den Grund zu gehen. Das ist wichtiger als Eure verdammte Tagesordnung!“

Von Gilbertos Ausbruch überrascht, schwiegen die Männer eine Weile. Dann erhob sich Soren. „Darf ich einen Vorschlag zur Güte machen? Ich werde mich nach dem Ende der Sitzung dieser Sache annehmen. Ich werde alle Menschen in Eodh, in Ilik-Stadt und in den Schwarzhügeln befragen. Und dann werde ich am Anfang unserer nächsten Sitzung Bericht erstatten. Seid Ihr damit einverstanden, Sena...“

„Ihr solltet auch auf Ricardos Anwesen Fragen stellen!“ unterbrach Gilberto ihn. „Dort zuallererst!“

Darauf ging Soren nicht mehr ein. Schließlich erhob sich Aegidio und sagte: „Wir sollten über Sorens Vorschlag abstimmen. Wer ist dafür? Gegenstimmen? Gut, der Vorschlag ist angenommen. Der Senat dankt Euch für Eure Klugheit, Soren. Wir sollten jetzt zu den Straßen kommen. Viel Geld ist in den letzten Jahren ausgegeben worden, um den Norden mit einem Straßennetz zu versehen. Doch was ist mit dem Süden? Wir haben daher eine Liste von Vorschlägen ausgearbeitet...“

Als Gilberto den Senat verließ, wurde er schon von Flick erwartet.

„Und?“ fragte er.

Gilberto zuckte die Achseln und erklärte die Situation. Wie erwartet war Flick nicht zufrieden.

„Das heißt also, es wird nichts geschehen.“

„Das habe ich nicht gesagt. Du kennst doch Soren. Wenn er die Sache untersucht...“

„Soren ist ein guter Mann, aber er ist auch Ricardos Halbbruder, und er will nicht sehen, wie Ricardo wirklich ist.“

Nun war auch Virgilio zu ihnen gestoßen. „Unser Freund hat recht“, fand der. „Ich habe keine Ahnung, warum Ricardo den Kornen Tix entführen sollte, aber Ricardo wird wissen, warum er es getan hat. Ich glaube jedenfalls nicht, dass Tix zufällig genau einen Tag nach dieser merkwürdigen Einladung wie vom Erdboden verschluckt sein soll.“

„Aha!“ sagte Flick. „Endlich einige vernünftige Worte!“

„Und wenn er nun wirklich von Ikilanern überfallen worden sein sollte?“ fragte Gilberto. „Zugegeben, ich traue Ricardo selbst nicht. Aber meine Frau meint, dass mich meine Abneigung gegen ihn blind für andere Möglichkeiten mache. Was ist, wenn Ricardo tatsächlich nichts damit zu tun hat?“

„Dann werde ich es herausfinden!“ Entschlossen kletterte Flick in den Sattel seines Pferdes. Man sah ihn nur selten zu Pferd, denn wie die meisten Kornen zog er es vor, zu Fuß zu gehen. Aber er konnte reiten, und die *Insel* war so groß, dass ein Gaul manchmal unerlässlich war. „Ich werde jeden Kornen und jeden Ikilaner fragen, und wenn das nicht hilft, auch jedes Erdhörnchen.“

„Das ist doch schon das, was Soren tut“, sagte Gilberto.

„Ja, aber ich war einst der Anführer dieses Haufens, auch der Ikilaner. Mir werden sie Dinge erzählen, die sie Soren verschweigen. Und wenn ich jeden Stein umgedreht habe, gehe ich noch einmal zu Ricardo und haue so lange gegen seine Tür, bis er mich einlässt oder wegtragen lässt.“

Bevor Gilberto oder Virgilio eine Antwort geben konnten, war Flick losgeritten.

Fünf Stunden brauchte Flick für den Weg bis Eodh – ein besserer Reiter hätte den Weg womöglich in der Hälfte der Zeit geschafft. Dann stand er an derselben Stelle wie sein Bruder Loedhe wenige Tage zuvor. Er klopfte an die Tür des Hauses, das Tix bewohnte, und kurz hegte er die Hoffnung, sein einstiger Söldnerfreund möge ihm öffnen und erklären, dass alles nur ein Missverständnis gewesen sei. Doch natürlich kam es nicht so, und die Ardistanerin Sibel ging an die Tür.

„Ach, Bleadhe!“ sagte sie mit einer Spur von Enttäuschung. Offenbar hatte auch sie gegen jede Wahrscheinlichkeit auf ihren Mann gehofft. „Komm rein!“

Er kam der Aufforderung nach und packte Brote, Käse und Karotten aus, die er auf einem Markt in Erkinlik gekauft hatte. „Es ist nicht viel, ich weiß“, entschuldigte er sich.

„Doch, es ist viel! Danke, Bleadhe! Du bist ein guter Freund!“

Flick nickte ernst. Er wusste, wie wenig verlässlich Sibels Nachbarn waren, wenn es um Hilfe für

eine Frau in Not ging. Und in ihrem hochschwangeren Zustand fiel es Sibel gewiss schwer, den nächstgelegenen Markt in Erkinlik zu erreichen.

„Ich nehme an, es gibt immer noch nichts Neues?“ fragte Sibel.

„Nein!“ Flick zuckte bedauernd die Achseln. „Wenn, dann hätte ich dir das sofort gesagt.“

„Ich finde, ihr solltet euch diesen Loedhe vornehmen! Deinen Bruder! Er hat Tix in irgendeine gemeine Falle gelockt.“

„Leider bin ich nicht an ihn ran gekommen. Er versteckt sich in Ricardos Haus. Und für Ricardo bin ich immer noch ein Landstreicher, dessen Füße sein Haus nicht beschmutzen sollen.“

„Und was machen wir jetzt?“

Lustlos griff sie nach einer der mitgebrachten Karotten. Da sie zu müde war, sie zu schälen, biss sie einfach hinein, aber Flick entwand sie ihr. Während er schälte, erklärte er: „Ricardo lenkt den Verdacht auf eure ikilanischen Nachbarn.“

„Die Ikilaner?“

„Ja, die Leute aus Ilik-Stadt. Wäre das möglich? Was meinst du?“

„Ich weiß nicht, wir haben wenig Kontakt zu denen. Eigentlich gar keinen. Manchmal kommen sie hier durch, wenn sie zu den Märkten in Erkinlik wollen. Dann werden sie von einigen der Kornen beschimpft und verspottet, und sie pöbeln zurück. Aber nicht alle sind so. Tix hat sich nie daran beteiligt.“

„Ich weiß“, entgegnete Flick. Der Hass zwischen Kornen und Ikilanern war schon ausgebrochen, als sie noch Söldner unter dem Oberbefehl der Haronen waren. Danach hatten sie gemeinsam auf dem Roten Wall gekämpft, waren unter Baldhurs Führung quer durch Norlan geflohen und hatten sich zusammen auf die *Insel* gerettet, wo das Schicksal sie wieder zu Nachbarn gemacht hatte. Immer hatten sie im selben Boot gesessen. Hätten sie sich zusammengetan, dann hätten sie ihr Los womöglich verbessert. Dass sie immer noch die alte Feindschaft pflegten, war für Flick eine unverständliche Dummheit.

„Wie soll es jetzt weitergehen, Bleadhe? Ich weiß nicht, ob ich ohne Tix hierbleiben will. Aber nach Erkinlik kann ich auch nicht zurück.“

Flick wusste, worauf sie anspielte. Dass sie einen kornischen Söldner geheiratet hatte, hatte ihrer Familie überhaupt nicht gefallen. Ihre Sippe wollte nichts mehr mit ihr zu schaffen haben, und so war Tix' Verschwinden ein doppeltes Unglück.

„Ich kann deinen Nachbarn ins Gewissen reden, dass sie sich besser um dich kümmern sollen. Aber wenn es gar nicht geht, dann kommst du mit uns in unser Haus bei Alberta. Natürlich nur, bis wir Tix wiederfinden.“

Seufzend fragte sie: „Und glaubst du das wirklich? Dass er nicht längst tot ist!“

„Das darfst du nicht sagen!“ erwiderte Flick schroff. Und tatsächlich wäre es ihm wie eine sehr bittere Ironie vorgekommen, wenn Tix, nachdem er gegen jede Wahrscheinlichkeit die schlimmsten Gefahren überlebt hatte, ausgerechnet hier ums Leben kommen sollte.

„Manchmal denke ich...“ Doch weiter sprach sie nicht, denn plötzlich durchbrach ein schriller Schrei ihr Gespräch.

„Was war das?“ fragte Flick.

Dann hörte man weitere Schreie, und er lief nach draußen. Als erstes merkte er, dass es ihm alle Kornen gleichgetan hatten. Manche waren in ihren Hauseingängen geblieben, andere auf die Straße gelaufen. Und dort stand ein Trupp von Männern, manche von ihnen mit Dolchen bewaffnet, andere mit Pfeil und Bogen.

Ikilaner, das erkannte Flick sofort. Er kannte jeden einzelnen von ihnen mit Namen, hielt die meisten von ihnen für ausgemachte Tunichtgute, aber doch hätte er ihnen nicht zugetraut, was sie getan hatten. Ein Korne wälzte sich vor ihnen im Staub der Straße und hielt sich eine blutende Bauchwunde.

„Los, weiter!“ brüllte einer der Ikilaner – Ovik, wie sich Flick erinnerte. Er lief voraus und schwang ein Kurzschwert. Die Kornen, die im Weg standen, drehten um und hasteten davon, vorbei an Tix' Haus. Niemand konnte Widerstand leisten, denn keiner von ihnen hatte eine Waffe.

„Was wollen die?“ fragte Sibel mit sich vor Angst überschlagender Stimme. Sie war hinter Flick

aus dem Haus getreten.

In diesem Moment holte ein Pfeil einen der flüchtenden Kornen ein und traf ihn in den Rücken. Der junge Mann kam ins Straucheln, warf die Arme hoch und stürzte mit dem Gesicht voran auf den Weg. Das Pferd, das Flick vor dem Haus festgebunden hatte, scheute und wieherte in Panik, als das Geschrei lauter wurde. Nur eine Sekunde überlegte Flick, ob er sich mit Sibel im Haus verbarrikadieren oder die Flucht wagen sollte. Dann entschied er sich.

„Schnell, Sibel! Kannst du reiten?“

Zögerlich trat sie ins Freie und verließ den vermeintlichen Schutz der Hütte. Sie war hochschwanger, und in einem solchen Zustand sollte man eigentlich nicht in einem Herrensattel reiten. Aber dies war nicht der Augenblick für solche Rücksichten. Flick versuchte, gleichzeitig sein Pferd zu beruhigen und Sibel in den Sattel zu helfen. Dann hörte er Oviks Stimme: „Flick, das ist ja Flick! Das ist mein Glückstag!“

Er drehte sich noch rechtzeitig um, um den Ikilaner mit seinem Schwert heranrennen zu sehen. Das Pferd trat aus, doch es gelang Ovik, den Hufen auszuweichen. Aber dadurch gewann Flick Zeit. Er duckte sich unter Oviks Hieb und rammte ihn seinen Kopf in den Magen. Zusammen fielen sie in den Staub.

Flick presste Oviks Schwerthand auf den Boden. „Mit dem Schwert genauso ungeschickt wie mit dem Bogen, was?“

Doch Flick passte einen Moment nicht auf. Ovik rammte ihm das Knie in die Brust, und der Schmerz war so überwältigend, dass Flick den Druck nicht aufrecht erhalten konnte. Langsam befreite sich Ovik. Flick hörte Sibels Schrei. Und dann hörte er noch etwas: Hufe eines galoppierenden Pferdes, das mitten in das Dorf geritten kam.

„Halt!“ brüllte der Reiter. „Sofort aufhören, halt!“

Es war Soren. Kein Zufall war dies, denn Soren war damit beauftragt worden, nach Eodh zu gehen, und genau im rechten Moment war er angekommen. Der Aalstader erfasste mit einem Blick, in welcher Notlage Flick war, sprang aus dem Sattel und zog ein beeindruckendes Schwert, gegen das Oviks Waffe wie ein kümmerliches Küchenmesser wirkte. Sofort ließ Ovik seine Waffe fallen und rutschte auf dem Hosenboden bis zur Hauswand.

„Nein“, rief er. „Nein, ich ergebe mich!“ Und tatsächlich hob er beide Hände.

„Was zum Teufel ist hier los?“ brüllte Soren.

„Die Ikilaner haben das Dorf angegriffen“, rief Flick. Schnell war er auf den Füßen und griff nach dem Kurzsword, das Ovik fallengelassen hatte. Mit zwei Schritten war er bei dem Ikilaner und gab ihm einen kräftigen Fußtritt ins Gesicht.

„Jeder hört sofort auf zu kämpfen“, rief Soren. „Im Namen des Konsuls befehle ich euch, die Waffen fortzuwerfen!“

Bis auf Ovik, der mit blutendem Gesicht an der Hauswand kauerte, hatte niemand reagiert. Die Ikilaner hatten mittlerweile eines der Häuser angezündet, und die Flammen züngelten schon bedenklich hoch aus dem reetgedeckten Dach. Es war gewiss nur eine Frage der Zeit, bis sie auf die anderen Häuser übergriffen. Nun versammelten sie sich, zwanzig Mann an der Zahl, und stellten sich Soren gegenüber. Jeder einzelne von ihnen war ein schlechterer Kämpfer als Soren, aber ihre Überzahl machte diesen Nachteil wett. Einer der ihren – Anok, wie Flick erkannte – spannte einen Bogen und richtete den Pfeil auf Soren.

„Hau ab von hier, Aalstader!“ sagte er. „Das geht dich nichts an!“

„Ich bin im Auftrag des Konsuls hier! Und damit ist es meine Angelegenheit!“

Die Ikilaner lachten. Einer rief: „Wir sind auch im Auftrag des Konsuls hier“, doch er wurde von den anderen zum Schweigen gebracht. In diesem Moment achteten weder Soren noch Flick auf den merkwürdigen Ausruf, und erst viel später sollte Flick darüber nachsinnen.

„Das wird ernst, Bleadhe!“ erkannte Soren. „Du bindest jetzt schnell dein Pferd los und bringst dich und die Frau in Sicherheit.“

„Was ist mit dir, Soren?“

„Sofort!“ bekräftigte der Aalstader seine Worte.

Mit zittrigen Fingern befolgte Flick die Anweisung. Dann kletterte er zu Sibel in den Sattel.

Derweil hatte sich Ovik wieder erhoben. Hastig und geduckt rannte er zu den Seinen, um bei ihnen Schutz zu suchen. Soren gab dem Pferd einen Klaps, und sogleich sprengte es los, mit Sibel und Flick im Sattel dem sicheren Erkinlik entgegen.

Doch Flick sah sich noch lange um. Er erkannte Soren, der einsam in Eodh auf der Straße stand, und zwanzig Ikilaner, die sich langsam näherten. Und was dann geschah, wusste er nicht mehr, denn nach einer Kurve wurde ihnen die Sicht verdeckt.

„Ein Rabe“, stöhnte Flick. „Ich muss so schnell wie möglich einen Raben schicken!“

Doch einen Raben hatte Flick nicht zur Verfügung. Immer wieder überlegte er, ob er wirklich davonlaufen wollte oder ob es nicht seine Pflicht sei, umzukehren und nachzusehen, was aus Soren und den Kornen geworden sein mochte. Dann aber geschah etwas, was all diese Überlegungen zunichte machte: Sibel krümmte sich in einer schmerzhaften Wehe.

„Komm runter vom Pferd“, forderte Flick sie auf und half ihr beim Absteigen.

Er führte sie an den Wegrand, wo sie sich in das Gras setzte. Ratlos sah Flick sich um. Sie waren in Erkinlik, doch kein Dorf war in Sichtweite. Zu allen Seiten erstreckten sich Felder, Hügel und Wälder, und bis zum Horizont war kein Mensch zu sehen.

„Ich reite in das nächste Dorf“, beschloss er laut, „und versuche eine Hebamme aufzutreiben.“

„Lass mich nicht allein!“ rief Sibel.

Flick bemerkte die Feuchtigkeit unter ihrem Rock. Er kniete neben ihr nieder und nickte stumm. Die Fruchtblase war geplatzt. Dies ging viel schneller als es sollte. Bei Carina hatte es nach den ersten Wehen Stunden gedauert, bis etwas geschehen war, und es war mehr als genug Zeit geblieben, eine Hebamme zu holen.

Entschlossen stand er auf, entkorkte seine Wasserflasche und goss den Inhalt über seine Hände. Dann holte er seine Decke aus den Satteltaschen und breitete sie unter Sibel aus.

„Mit so etwas...“ begann Flick. *...habe ich keine Erfahrung*, hatte er sagen wollen, aber er fand, dass das jetzt nicht die passende Bemerkung war. „Ich bin bei dir, Sibel. Und ich glaube, dass du jetzt pressen musst. Ich helfe dir, das durchzustehen.“

Ein markerschütternder Schrei war die Antwort, und Flick biss die Zähne auf die Lippen.

„Du hast einen Sohn“, flüsterte Flick eine halbe Stunde später, als er ein schleimiges, blutiges Bündel in den Händen hielt. Kurz darauf begann der Säugling mit überraschender Kraft zu brüllen. Flick griff nach dem Kurzschwert, das er dem Ikilaner Ovik abgenommen hatte, und benutzte es, um die Nabelschnur zu durchtrennen. Dann überreichte er den Kleinen der erschöpften Sibel.

„Und wie soll er heißen?“ fragte Flick.

„Faruk“, antwortete Sibel schwach, und auf ihren Lippen zeigte sich erstmals ein Lächeln.

„Ein ardistanischer Name?“

Sie nickte und küsste dem Kleinen die Stirn, doch er hörte nicht auf zu brüllen.

„Du solltest ihm jetzt zu trinken geben“, sagte Flick.

„Zu trinken? Aber ich habe doch nichts...“

Flick schüttelte den Kopf. Offenbar wusste Sibel überhaupt nichts. „Natürlich hast du etwas. Da!“ Er zeigte auf die Brust, die unter ihrer schweißgetränkten Bluse durchschien.

„Oh!“

„Ich gehe derweil und hole mehr Wasser! Dann können wir dich und Faruk waschen.“

„Du lässt mich allein?“

„Nur ganz kurz! Der nächste Bach ist keine Viertelstunde entfernt. Du wirst sehen, ich bin ganz schnell wieder hier.“

Er stand auf und musste aufpassen, dass er nicht sofort wieder das Gleichgewicht verlor. Erst jetzt merkte er, wie schwindelig ihm war. Er presste eine Hand auf seine vernarbte Stirn, bevor er seine Wasserflaschen nahm und aufbrach.

„Bleadhe!“ rief Sibel hinter ihm.

Noch einmal drehte er sich um.

„Danke!“ flüsterte sie.

Er nickte mit einem schiefen Grinsen, ehe er losschlurfte.

Am Folgetag war der Senat wieder zusammengetreten. Der Konsul selbst hatte zu einer Dringlichkeitssitzung aufgerufen, und wer noch nicht informiert war, der wurde von ihm selbst auf den neuesten Stand gebracht.

„Am besten wäre es“, knurrte ein aalstädischer Senator, „wir würden all diese Kornen und Ikilaner im Frachtraum eines Schiffs nach Norlan bringen und dort abladen. Dann sollen die Kintiki mit ihnen machen, was ihnen beliebt.“

„Danke für diesen Vorschlag“, sagte Ricardo. „Aber der ist momentan nicht durchzuführen, weil niemand weiß, wo die Ikilaner sind. Sie sind nach diesem Überfall nicht einfach in ihr Dorf zurückgekehrt.“

„Jedenfalls wissen wir jetzt auch“, rief Aureliano, „was dem Kornen Tix zugestoßen ist. Die Ikilaner haben ihn überfallen und ermordet.“

„Und woher wisst Ihr das?“ fragte Virgilio.

Aureliano machte ein verwirrtes Gesicht, als sei diese Nachfrage vollkommen unverständlich.

„Nach dem, was gestern geschehen ist, ist das doch naheliegend.“

„Aber Beweise habt Ihr keine für Eure Vermutung“, stellte Virgilio fest.

„Wo sind die Kornen denn jetzt überhaupt?“ fragte Ahmat.

„Die haben wir an das Südkap bringen lassen“, erklärte Ricardo. „Wir hielten es für besser, so viel Abstand wie möglich zwischen ihnen und den Ikilanern zu schaffen. Wir wollen nicht, dass sie sich bewaffnen und zu einem Rachefeldzug aufbrechen.“

„Und warum nicht?“ fragte der Aalstader, der den Vorschlag am Anfang der Debatte gemacht hatte.

„Das wäre doch die beste Problemlösung, wenn sie sich gegenseitig niedermetzeln.“

„Senator Asgair!“ rief Gilberto erbost. „Ich muss Euch doch sehr bitten! Die Kornen von Eodh sind Bürger unter unserem Schutz, und sie sind gestern Opfer eines heimtückischen Angriffs geworden, dem sie arglos ausgesetzt waren!“

„Dann reden wir über diesen Angriff! Wieviele Kornen sind doch gleich getötet worden?“

„Das habt Ihr doch gehört! Zwei!“

„Genau, zwei Tote! Ein Haufen von dreißig Bewaffneten greift ein Dorf voller, wie Ihr sagt, argloser Menschen an, und am Ende gibt es zwei Tote.“

„Worauf wollt Ihr denn hinaus?“

„Mir kommt das Ganze sehr merkwürdig vor. Sie sind von den Haronen zu Massenmördern ausgebildet worden. Wieso starben bei ihrem Angriff nur zwei Kornen? Wieso gab es so viele Überlebende?“

Niemand gab eine Antwort, und Gilberto kamen die Fragen auch nicht wichtig vor. Er sah immer wieder zu Ricardo, der eine zufriedene Miene aufzusetzen schien. Wie konnte er jetzt guter Laune sein? Vielleicht aber tat Gilberto ihm auch unrecht, denn im Gesicht des blinden Konsuls zu lesen, war nicht einfach.

„Viel wichtiger scheint mir die Frage, wo Soren geblieben ist“, sagte Mugrat. „Bleadhe hat uns berichtet, dass er von Ikilanern umstellt war. Aber weder wurde er hiernach lebend gesehen, noch haben wir seine Leiche gefunden...“

„Sprecht nicht von seiner Leiche!“ donnerte Ricardo. „Ihr redet über meinen Bruder!“

„Ich lasse mir von Euch nicht den Mund verbieten! Was habt Ihr denn für eine Antwort darauf, wo Soren ist?“

„Tix, Soren...“ murmelte Gilberto. „Die Liste der Verschwundenen wird länger.“

Aureliano erhob sich. Der Senator war einer der wenigen Überlebenden aus Miramia, und er zeichnete sich dadurch aus, dass er fast immer mit Ricardo einer Meinung war. „Wir alle wissen doch, was jetzt zu tun ist“, sagte er. „Wir haben eine Meute von ausgebildeten Mördern auf unserer Insel, und niemand weiß, wo sie sich befinden. Wenn dies keine Notlage ist, dann weiß ich nicht, was noch geschehen muss. Ich schlage daher vor, dass wir Ricardo für die Dauer eines Jahres zum Diktator bestimmen, damit er Maßnahmen ergreift, um den Frieden wiederherzustellen.“

Gilberto und Virgilio sahen einander an. Gleichzeitig sprangen sie auf, und auch andere im Saal



hatten sich erhoben.

„Das erlaube ich nicht“, rief Gilberto aus, und andere fielen in seine Rufe ein.

Der Konsul verschaffte sich mit einem Hammer Gehör, den er auf die Tischplatte vor sich krachen ließ. Als Schweigen herrschte, richteten sich alle Blicke auf den Blinden, der aufgestanden war und seine Robe festhielt.

„So sei es! Wir werden heute nachmittag darüber abstimmen. Und ich bin gerne bereit, diese Bürde auf mich zu nehmen. Am Ende, das verspreche ich, werden diese Ikilaner ihrer gerechten Strafe zugeführt.“

Trotz eines Mangels an Schlaf fühlte sich Flick nicht müde, während er am Fenster saß und nach draußen starrte. Mit einem Ohr hörte er, wie seine Frau ihrem Gast erklärte, wie man die Windeln eines Säuglings wechselte. Die Ardistanerin Sibel schien in allem so unvorbereitet, dass Flick es für einen doppelten Glücksfall hielt, dass er aufgekreuzt war, um sie mitzunehmen.

Mit drei kleinen Kindern im Haus herrschte eigentlich nie Ruhe, aber wie durch ein Wunder schwiegen zur Zeit alle drei – Meodhe, Mariana und Faruk, der sich nun an seinem zweiten Lebenstag wickeln ließ.

Nachdem Flick geholfen hatte, den Neubürger der *Insel* auf die Welt zu bringen, hatten sie noch zwei Stunden abgewartet, ehe sie aufgebrochen waren. Der Weg hatte sie nur bis zum nächsten Dorf geführt, wo Sibel und ihr Sohn in einer Herberge untergebracht werden konnten. Von dort war Flick zurück nach Alberta geritten und hatte in aller Eile einen Raben zu Gilberto geschickt. Nach wenigen Stunden Schlaf war er zu Sibel zurückgekehrt, im Gepäck frische Kleider. Im langsamen Tempo waren sie dann zu Flicks Haus geritten, wo Carina sie bereits erwartet hatte.

Und nun fand er erstmals Zeit, über das Geschehene nachzudenken. Über seine Kornen und seine Ikilaner – denn das waren sie in gewisser Weise immer noch. Er hatte sie damals angeführt, hatte sie auf Befehl der Haronen in Tod und Elend gestürzt, und noch immer fühlte er sich für sie verantwortlich.

Waren die Ikilaner denn vollkommen verrückt geworden? Sie bekamen die Gelegenheit, all ihrer Verbrechen zum Trotz als vollwertige Bürger in einem eigenen Dorf zu leben, und das alles warfen sie weg. Was wäre die Folge? Sie würden vielleicht von der *Insel* verwiesen. Und wenn nicht, so stünde ihnen jahrelanger Kerker bevor. Welche der beiden Möglichkeiten die schlimmere war, wusste Flick nicht.

„Es waren zwanzig“, murmelte er.

Carina und Sibel sahen auf, doch als sie feststellten, dass er mit sich selbst redete, fuhren sie fort, sich um Faruk zu kümmern.

Vielleicht waren es auch dreißig Ikilaner gewesen, aber nicht mehr. Gewiss täuschte er sich nicht. Das war die Hälfte der Ikilaner, die man in Ilik-Stadt angesiedelt hatte. Ein sehr großer Teil war bei dem Überfall nicht dabei gewesen.

Flick ging noch einmal den Angriff vom Anfang an durch. Ovik, der einst einer von Iliks Bogenschützen gewesen war und der wegen seines mangelnden Geschicks zum Schwertkämpfer umgeschult worden war, hatte sich voller Hass auf ihn gestürzt. Dann war Soren gekommen. Der Aalstader hatte die Lage sofort erfasst, und vielleicht hatte er Flick sogar das Leben gerettet. Und dann...

„Ein Rabe!“ schrie Flick plötzlich so laut, dass zwei der drei Kinder aufschrakten und zu schreien begannen. „Ich muss einen Raben zu Gilberto schicken!“

Für einen geflügelten Boten war der Weg von Flicks Haus zum Senat eine Kleinigkeit. Über die Wipfel der Bäume führte der Flug, bevor das Wäldchen endete und von den Feldern von Neu-Korn abgelöst wurde. Dort hatten sich jene Kornen angesiedelt, die sich selbst als ehrbar betrachteten und die nichts mit den Söldnern von Eodh zu schaffen haben wollten. In vielen verstreuten Dörfern lebten sie und lieferten das Getreide für die Hauptstadt Alberta, jenes Häusermeer, in dem mittlerweile achttausend Menschen beheimatet waren. In Norlan wäre dies eine sehr kleine Stadt gewesen, aber auf der *Insel* rechnete man anders.

Über Alberta ging der Rabe tiefer, überquerte den Dharana-Fluss und kreiste drei Runden über dem Senatsgebäude. Dann erspähte er den Empfänger. Gerade war der Mensch dabei, die Treppen zum Senat zu erklimmen. Wäre er erst im Inneren des Gebäudes, würde der Vogel warten müssen, bis er wieder herauskäme. Dann gäbe es erst in einigen Stunden eine Belohnung. Wenn er sich aber beeilte, mochte er sie jetzt schon bekommen. Der Rabe legte die Flügel an und setzte zum Sturzflug an.

So unvermittelt war sein Erscheinen, dass Virgilio erschrocken zur Seite sprang. Gilberto aber begann sofort, die Nachricht vom Bein zu lösen. Er hoffte, dass ihm die Botschaft irgendwie behilflich sein könnte.

Es waren schon alle Senatoren in der Halle verschwunden, als Gilberto noch auf den Stufen stand und das kleine Pergament wieder und wieder las. So blieb er in Gedanken versunken, bis ein Senator im Eingang erschien und ihn rief. Da erst eilte Gilberto hinein, hinter sich den empört krächzenden Raben, der vergeblich auf seine Belohnung gewartet hatte.

Am Nachmittag war Ricardo wieder zu seinem Stuhl geführt worden, gegenüber den Bänken der Senatoren. Die Abstimmung, die jetzt durchgeführt werden sollte, würde ihm erlauben, ohne Zustimmung des Senats zu regieren und Entscheidungen zu treffen. Ricardo sah sehr zufrieden aus. Nur zwei Wochen nach seiner Wahl zum Konsul hatte er sein erstes Ziel beinahe erreicht.

Senator Aegidio erhob das Wort: „Ich erkläre noch einmal, wie die Abstimmung vonstatten gehen wird. Jene Senatoren, die...“

„Einen Moment!“ rief Gilberto und erhob sich. Er hatte niemandem angekündigt, was er nun vorhatte, und so sahen alle überrascht zu ihm auf. „Darf ich dem Konsul vorher noch eine Frage stellen?“

Aegidio war über die Unterbrechung zu verwirrt, um zu antworten, doch statt seiner sagte Ricardo: „Bitte, Senator Gilberto! Fragt nur, damit Ihr etwas lernt!“

Einige miramienische Senatoren lachten. Doch Gilberto war sicher, dass sie nicht mehr lange lachen würden. Langsam entfaltete er die Botschaft, die er nur wenige Minuten zuvor vor den Toren des Senats erhalten hatte.

„Wie Ihr alle wisst“, erklärte Gilberto, „hat Bleadhe den Vorfall in Eodh beobachtet und ihn mir geschildert. Bleadhe sagt, dass Soren den Ikilanern zugerufen habe, er sei im Auftrag des Konsuls dort, um für Ordnung zu sorgen.“

„Was ja auch der Wahrheit entspricht“, warf Aureliano ungeduldig ein.

„Richtig! Doch dann hat einer der Ikilaner erwidert, und ich zitiere: *Wir sind auch im Auftrag des Konsuls hier*. Bitte, Konsul Ricardo, erklärt mir und den anderen doch, was er damit gemeint haben könnte.“

Ricardo blieb schweigend sitzen. Er gab keine Antwort, doch wer das Klopfen seiner Finger auf die Lehne seines Stuhls beobachtete, wusste, unter welcher Anspannung er stand. In ihm brodelte es, und Ricardos Zornesausbrüche waren gefürchtet.

„Das waren doch bloß die Worte eines ikilanischen Gauners!“ rief Aureliano.

Doch Mugrat unterbrach ihn: „Darauf soll Ricardo eine Antwort geben!“

Der Konsul zwang sich zur Ruhe, als er erklärte: „Ich weiß es nicht, Gilberto. Gewiss werdet Ihr mir Eure Schlussfolgerung gleich mitteilen!“

„Das kann ich tun“, erwiderte Gilberto und holte tief Luft. „Konsul Ricardo, ich beschuldige Euch, diesen ganzen Vorfall inszeniert zu haben, damit der Senat Euch zum Diktator ausruft. Ihr selbst habt die Ikilaner auf die Kornen gehetzt, um eine Notlage heraufzubeschwören. Ihr habt die Leben von mindestens zwei unschuldigen Bürgern der *Insel* auf dem Gewissen! Und ich wette, Ihr wisst ganz genau, was mit den Senatoren Tix und Soren geschehen ist!“

Seine letzten Worte gingen im Tumult unter. Anhänger und Gegner Ricardos waren gleichermaßen aufgesprungen und schrien durcheinander. Doch diesmal griff Ricardo nicht ein, um für Ruhe zu sorgen. Er saß nur wie erstarrt da, während sich die Senatoren anbrüllten und kurz davor schienen, aufeinander loszugehen. Nur Gilberto setzte sich inmitten all des Getümmels. Er merkte jetzt erst, dass er schweißgebadet war, so sehr hatte ihn seine Rede in Aufregung versetzt.

Endlich, als sich nach minutenlangem Aufruhr kein Ende abzeichnete, erhob sich Ricardo. „Ruhe jetzt!“ brüllte er und wiederholte es, bis tatsächlich Schweigen herrschte. Dann sagte er voller Groll: „Ich will jetzt diese Abstimmung! Ich bin nicht bereit, mir diesen Zirkus länger anzutun! Also, stimmt jetzt in Gottes Namen ab, und zeigt mir, ob ihr diesem Unsinn wirklich Glauben schenkt!“

Das Ergebnis der Abstimmung war kaum verkündet, da sprang Ricardo aus seinem Stuhl auf. Wahrscheinlich wäre er aus der Halle gestürzt, wenn da nicht seine Blindheit gewesen wäre.

„Jemand möge mich zu meiner Kutsche führen“, rief er. „Sofort!“

Der Senator Aureliano kam herbeigeeilt, um Ricardos Arm zu ergreifen. Gemeinsam gingen sie dem Ausgang entgegen.

„Wo wollt Ihr hin, Konsul Ricardo?“ fragte Virgilio scharf. „Die Sitzung ist noch nicht beendet!“

„Das ist mir gleich!“ schnappte Ricardo. „Von mir aus vergeudet hier weiter Eure Zeit mit sinnleerer Gerede! Ich habe Euch nichts mehr zu sagen!“

Verblüfft sahen sie seinem Abgang zu. Dann klopfte Virgilio seinem Nachbarn auf die Schulter. „Mein lieber Gilberto, ich schätze, deine Eröffnung hat uns vor einer Katastrophe bewahrt.“

Gilberto seufzte nur und lehnte sich zurück. Er fühlte sich so erschöpft, als wäre er quer über die *Insel* gerannt. Statt seiner sagte Ahmat: „Und wie geht es jetzt weiter? Ist Ricardo noch Konsul?“

„Solange wir ihn nicht abwählen, ja“, erklärte Virgilio. „Aber das dürfte jetzt nur eine Frage der Zeit sein. Doch mir scheint etwas anderes viel wichtiger: Wir sollten selbst Soldaten ausheben. Jeder Mann, der im Umgang mit Waffen geübt ist, wird nun gebraucht.“

„Und wozu?“ fragte Ahmat.

„Na, um Ricardo festzunehmen! Und seine Gefangenen zu befreien, wenn sie denn noch am Leben sind!“

Das Klappern der Störche auf den Dächern war der einzige Laut, der aus Neu-Korn drang. Felder und Gehöfte erstreckten sich, soweit das Auge reichte – ganz wie es in der alten Grafschaft Korn gewesen war. Dass der Säugling, der an Sibels Brust lag, nichts von dieser Umgebung wahrnahm, war nicht verwunderlich. Aber auch die Mutter hatte keine Augen für die weite Landschaft, sondern nur für ihren Sohn. Flick hatte sie hierher geführt, weil es keinen schöneren Aussichtspunkt in der Nähe seines Hauses gab als diesen. Nun war er der einzige der drei, der den Blick in die Ferne schweifen ließ.

„Ich bin euch so dankbar, dass ich bei euch wohnen darf“, sagte Sibel.

„Das ist selbstverständlich“, erwiderte Flick.

Seufzend streichelte sie ihrem Sohn über den Kopf. Für einen Neugeborenen hatte er bereits ungewöhnlich dichtes Haar. Aber Flick wusste nicht, ob das bei ardistanischen Kindern so üblich war.

„Ich hätte mir sehr gewünscht, dass Tix seinen Sohn gesehen hätte“, meinte sie traurig. „Er hat sich so sehr auf dieses Kind gefreut.“

„Was redest du denn da schon wieder? Er wird ihn doch sehen! Und zwar schon sehr bald!“

„Glaubst du das wirklich?“

„Davon bin ich überzeugt. Ich kenne meinen Freund Tix. Er hat so viele Gefahren überstanden, und jede einzelne von denen war schlimmer als Ricardo.“

Sibel brachte zum erstenmal seit Faruks Geburt etwas wie ein Lächeln zustande. „Du sagst das nicht nur, um mich aufzumuntern, oder?“

Flick sah sie ernst an und schüttelte den Kopf. „Nein, Sibel! Denn ich kenne nicht nur Tix, sondern auch Ricardo. Ich habe mal zusammen mit ihm Wein getrunken. Ich glaube, dass er ein machtbesessener, arroganter Kerl ist – einer von denen, die nie mit dem zufrieden sind, was sie haben, auch wenn es schon tausendmal mehr ist als das, was unsereinem bleibt. Aber eins ist er nicht: ein kaltblütiger Mörder.“

„Kannst du den Menschen ins Herz sehen, Bleadhe?“

Achselzuckend entgegnete er: „Ich versuche es zumindest.“

Als Ricardo sein Arbeitszimmer betrat, wurde er schon von Bischof Adriano erwartet. Der Kirchenmann stand bereit, um sich Bericht erstatten zu lassen, doch Ricardos schlechte Laune und sein sehr verfrühtes Erscheinen zeigten ihm schon, dass es anders gelaufen sein musste als geplant.

„Heißt das, Ihr habt es nicht geschafft?“ fragte Adriano gerade heraus.

Jeder andere hätte sich gehütet, Ricardo in dieser Stimmung anzusprechen. Aber der Bischof kannte solche Rücksichten nicht.

„Nein, habe ich nicht! Dieser umtriebige Gilberto hat mich glatt durchschaut! Er hat alles aufgedeckt, Euren ganzen Plan!“

Er schlug auf den Tisch, um Loedhe zu bedeuten, dass er Wein haben wollte. Der Korne schlich so unauffällig wie möglich davon, um der Bitte nachzukommen.

„Ihr meint wohl, unseren Plan“, verbesserte ihn der Bischof. „Ihr habt es falsch angepackt, Ricardo. Euer Befehl an die Ikilaner, dass sie nicht mehr als zwei Kornen töten dürften, war vollkommen unangebracht. Da konnte man sich leicht zusammenreimen, dass etwas nicht stimmte.“

„Ach, das war aber gar nicht der Grund! Einer der Ikilaner hat sich verplappert! Er hat laut gesagt, er sei im Auftrag des Konsuls da. Wenn ich herausbekomme, wer das war, lasse ich ihn einen Kopf kürzer machen. Jedenfalls hat Bleadhe das gehört und seinen Rabenfreunden weitererzählt...“

„Bleadhe, dieser kornische Obergauner! Der hätte nie entkommen dürfen. Eure Ikilaner hätten ihn...“

„Ich will gar nicht hören, was sie nach Eurer Meinung machen sollten“, unterbrach Ricardo ihn. Derweil war Loedhe zurückgekommen und schenkte mit zitternden Händen Wein ein. Er hatte zwei Gläser dabei, und das andere reichte er dem Bischof, der es entgegennahm, ohne Loedhe auch nur anzusehen. „Denn erstens sind diese Ikilaner ein Söldnerhaufen und keine disziplinierte Truppe. Ich hätte kaum erwarten dürfen, dass alles rund läuft. Und zweitens: Jeder auf der *Insel* weiß, dass Bleadhe den Prinzipal vernichtet hat. Wenn Bleadhe durch meine Schuld den Tod finden sollte, wird man mich anschließend vierteilen und meine Überreste den Schweinen zum Fraß vorwerfen.“

Eine Weile herrschte Schweigen. Ricardo leerte sein Glas in nur drei Zügen. Dann tastete er selbst nach der Flasche, um sich nachzuschmecken. Es war ein billiger Wein aus Neu-Korn, aber er war besser als nichts.

„Wie fahren wir jetzt fort, Ricardo?“ fragte Adriano endlich. „Was wollt Ihr als nächstes tun?“

Ricardo setzte ein bitteres Lächeln auf. „Ich glaube nicht, dass man mich noch viele Entscheidungen treffen lässt. Wahrscheinlich hat der Senat schon Mugrat oder einen der anderen Unfähigen zum Konsul bestimmt.“

„Aber das dürft Ihr nicht geschehen lassen! Gott will, dass Ihr dieses Land befreit, und dafür sollt Ihr kämpfen!“

„Und wie stellt Ihr Euch das vor?“

„Ihr habt noch einige hundert Getreue! Bewaffnet sie, und werft diese Gottlosen aus dem Senat!“

Entschlossen schüttelte Ricardo den Kopf. „Nein, Eure bischöfliche Gnaden! Ihr habt mich zu Untaten getrieben, von denen mir der Kopf schwirrt! Sogar meinen eigenen Bruder habe ich einsperren lassen. Aber dass ich jetzt die *Insel* in Blut ertränke, kommt nicht in Frage. Dafür stehe ich nicht zur Verfügung.“

„Aber Gott will es!“ brüllte der Bischof.

„Dann soll Gott sich einen anderen suchen!“ schrie Ricardo zurück. „Ich bin ein blinder, müder Krüppel, und dank Euch der meistgehasste Mann dieser *Insel*. Jetzt verschwindet hier! Gewiss wollt Ihr in die Sicherheit Eures Palastes zurückgekehrt sein, wenn man mich erst festnimmt.“

Eine Weile schwieg der Bischof. Dann sagte er: „Ihr dürft meinen Ring küssen!“

Mit zweihundert Soldaten hinter sich ritten Virgilio und Mugrat auf der Straße am Dharana-Fluss nach Norden. In der Eile hatten sie vor allem Ardistaner, Kornen und Aalstader rekrutiert. Miramiener gab es hingegen nicht in der kleinen Armee, damit sie nicht in Loyalitätskonflikte geraten konnten. Am Morgen war der Trupp auf den Treppen des Senats verabschiedet worden, nachdem die Senatoren mit großer Mehrheit ihre Zustimmung zu einer Absetzung und Festnahme Ricardos gegeben hatten.

„Viele mögen glauben, dass ich jetzt glücklich bin“, sagte Mugrat. „Ich war Ricardos Erzfeind, er hat mich mehr gehasst als jeden anderen Menschen. Und nun reite ich aus, um ihn gefangenzunehmen. Aber ich bin nicht glücklich. Es stimmt mich traurig, dass es so würdelos für ihn endet.“

„Fürwahr“, entgegnete Virgilio. „Und ich erinnere Euch daran, dass all das nur so weit gekommen ist, weil Ihr am Beginn des Jahres Euren Verzicht erklärt habt. Sonst wäre Ricardo nicht zum Konsul gewählt worden.“

„Ich bekenne mich schuldig. Aber wenn Ihr mich noch wollt, dann mag ich Ricardos Nachfolge antreten. Ich habe mir die Sache gründlich überlegt.“

Virgilio schüttelte den Kopf. „Nein, Mugrat so einfach ist das nicht! Ricardos Amtszeit ist nicht zu Ende, und da wir ihn abgewählt haben, müssen wir einen Suffektkonsul bestimmen, der ihn für den Rest der Amtszeit vertritt.“

„Für den Rest der Amtszeit. Das sind immerhin fast fünfzig Wochen.“ Nach langem Überlegen sagte er: „Verzeiht mein Unwissen, Virgilio, aber wie wird denn so ein Suffektkonsul bestimmt? Und warum komme ich dafür nicht in Frage?“

„Weil es laut unserer Verfassung so ist.“ Virgilio lächelte bitter. „Die Verfassung, die Gilberto und ich entworfen haben. In diesem Fall zwingt sie uns zu etwas, was uns einiges Kopfzerbrechen bereitet.“

„Nämlich?“

„Das erfahrt Ihr noch früh genug! Wir nähern uns den Raul-Bergen. Bereitet Euch auf den Kampf vor!“

Natürlich waren zweihundert Soldaten nicht eben viel, aber sie konnten sich nicht vorstellen, dass Ricardo in der Kürze der ihm gegebenen Zeit mehr als einige Dutzend Männer hätte auftreiben können. Selbst wenn sich alle Miramiener mit ihm verbünden wollten, so waren ihre Dörfer und Städte doch zu weit entfernt, als dass sie sich mit Ricardo vereinen könnten. Und so waren Virgilio's größte Sorge noch die ikilanischen Söldner, die auf Ricardos Seite standen.

Doch jede Sorge war unbegründet. Als sie sich den Wäldern am Saum der Berge näherten, erkannten sie eine Gruppe von zwanzig Männern, die ihnen entgegenkam. Dies löste wenig Unruhe aus, denn ein so kleiner Trupp wirkte nicht bedrohlich, selbst wenn er feindliche Absichten hegte. Und als Mugrat an der Spitze Soren erkannte, fiel die Anspannung von ihnen ab.

„Ja, mein Bruder hat uns freigelassen“, erklärte Soren, der erschöpft wirkte, aber keine Verletzungen hatte.

Virgilio schloss ihn erleichtert in die Arme. Dann wandte er sich an Tix, der neben Soren ritt. „Senator Tix“, begrüßte er ihn. „Gewiss möchtet Ihr erfahren, dass Ihr Vater eines gesunden Sohnes geworden seid. Der Junge hört auf den Namen Faruk und erwartet Euch bereits.“

„Das ist eine hervorragende Nachricht“, fand Tix, auf dessen ausgezehrtem Gesicht sich ein Lächeln bildete. „Und Sibel? Geht es ihr gut?“

„Unser Freund Bleadhe kümmert sich um sie. Die Mutter ist ebenso gesund wie das Kind.“

Inzwischen hatten sich viele Augen auf die zwanzig Mann gerichtet, die hinter Soren und Tix warteten. Mugrat hätte schwören können, dass es sich um Ikilaner handelte, aber bevor er einen Befehl zur Festnahme gab, fragte er Soren: „Und wer ist das?“

„Das sind aufrechte Männer aus Ilik-Stadt“, erklärte der Aalstader. „Sie waren nicht am Überfall auf Eodh beteiligt. Ricardo hat all jene, die sich weigerten, einsperren lassen.“

„Aber nun hat er Euch freigelassen“, stellte Virgilio fest. „Und was ist mit den anderen Ikilanern? Denen, die dieses Blutbad angerichtet haben? Sind sie noch bei Ricardo?“

„Ich nehme es an! Er hat sich mir nicht erklärt, denn er wollte mir wohl nicht gegenüber treten müssen. Aber für mich sieht es so aus, als wollte er sich widerstandslos festnehmen lassen.“

„Uns wäre es recht! Hoffen wir, dass es so ist!“

Sie ließen Tix und die Ikilaner ziehen, aber Soren drehte mit ihnen um, dem Anwesen entgegen, das bis zu diesem Tag Ricardo gehört hatte – der jedoch bald einen neuen Wohnsitz bekommen sollte.

Am folgenden Tag saßen Virgilio und Gilberto, die Gründer der Republik, zusammen und erwarteten Besuch. Sie hatten Gilbertos Haus für diese Unterredung ausgesucht. Da Susanna draußen unterwegs war, war außer ihnen nur noch der halbbaronische Diener Aelian anwesend. In den letzten Tagen war Susanna nicht gut auf ihren Mann zu sprechen gewesen, hatte sich dessen Versprechen, nun viel mehr Zeit zu haben, doch als leer herausgestellt. Er war ebenso eingespannt gewesen wie zu seiner Zeit als Konsul.

„Welcher Wahnsinn hat uns eigentlich dazu geführt, diese Regelung einzuführen, Virgilio?“ fragte Gilberto. „Und warum hat uns niemand aufgehalten?“

Virgilio zuckte nur die Achseln. „Es schien doch sehr unwahrscheinlich, dass ein Konsul innerhalb seiner kurzen Amtszeit ausscheidet. Doch trotzdem musste für diesen Fall eine Nachfolgeregelung her. Ich erinnere mich noch, wie wir diesen Beschluss gefasst haben, ohne recht zu glauben, dass er einmal angewendet werden müsste.“

„Ich auch, aber danach habe ich zugegeben nie mehr darüber nachgedacht. Manchmal frage ich mich, ob es jemand bemerken würde, wenn wir die Regeln jetzt etwas zurechtbiegen und...“

„Das ist hoffentlich nicht dein Ernst“, tadelte ihn Virgilio. „Wir haben gerade einen Konsul abgesetzt, der die Regeln gebrochen hat. Entweder wir halten uns daran, oder sie sind nichts wert!“

Gilberto nickte einsichtig.

„Nun sei nicht so griesgrämig“, munterte Virgilio ihn auf. „Immerhin sind wir Ricardo als Konsul los. Und schlimmer kann es da doch kaum kommen, oder?“

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, als Aelian eintrat. „Euer Besuch ist eingetroffen, Gilberto! Soll ich ihn hereinbitten?“

„Ja, gewiss!“ entgegnete Gilberto, und gleichzeitig mit Virgilio erhob er sich.

Herein kam Tix von Korn. Er hatte seine Kleider gewechselt und sah ausgeruht und gesund aus, als hätte seine Gefangenschaft nicht erst gestern geendet. Mit einer Verbeugung begrüßte er seine Gastgeber.

„Senator Tix!“ sagte Virgilio. „Und entspricht der kleine Faruk Euren Vorstellungen?“

„Ja! Ja, das tut er! Er hat ganz schwarze Haare, so wie seine Mutter! Aber er hat ja jetzt auch einen ardistanischen Namen, da passt das wohl.“ Achselzuckend fügte er hinzu: „Ich war ja nicht da, als der Name gewählt wurde.“

„Dann setzt Euch doch bitte! Dürfen wir Euch etwas zu trinken anbieten?“

„Ja, aber nur Wasser bitte! Keinen Wein, den vertrage ich nicht gut.“

Sogleich gab Gilberto seinem Diener einen Wink. Der nickte, um den Auftrag auszuführen.

„Ihr habt einige Sitzungen des Senats verpasst, Senator Tix“, fuhr Virgilio fort.

„Ja, ich weiß! Aber ich werde wieder teilnehmen. Ich nehme meine Aufgabe sehr ernst.“

„Das freut uns zu hören. Und ich glaube, dass Ihr für Eure Abwesenheit eine sehr gute Entschuldigung habt. Aber ich glaube, Ihr wisst noch gar nicht, welche Aufgabe auf Euch zukommt.“

„Welche Aufgabe? Nun ja, ich will die Kornen im Senat vertreten. Die aus Eodh, meine ich. Wenn Eodh denn wiederaufgebaut werden sollte.“

„Das zu entscheiden, könnte eine Eurer Aufgaben sein. Als Konsul unserer Republik liegt das in Eurer Zuständigkeit.“

„Als...“ Er sah mit großen Augen auf. „...Konsul?“ flüsterte er.

Während Aelian eine Karaffe Wasser und drei Gläser abstellte, setzte Gilberto zu einer Erklärung an. Ihm schien es noch widersinniger als zuvor, aber wie Virgilio ganz richtig gesagt hatte, gab es keine andere Möglichkeit.

„Wenn ein Konsul ausscheidet, sei es durch Tod, Krankheit oder Abwahl, dann muss ein anderer Senator sein Amt bis zum Ende der Amtszeit ausfüllen. Wir nennen das einen Suffektkonsul. Weil Ricardo sehr schnell abgewählt wurde, brauchen wir nun für fast fünfzig Wochen jemanden für dieses Amt.“

„Und das soll ich sein, dieser Konfektkonsul?“

„Suffektkonsul!“ verbesserte ihn Gilberto und tauschte einen vielsagenden Blick mit Virgilio. „Die Regeln sind einfach. Derjenige, der bei der ursprünglichen Wahl zum Konsul dem Amtsträger

unterlag, rückt bei seinem Ausscheiden nach. Als Ricardo zum Konsul gewählt wurde, wartet Ihr der einzige Gegenkandidat. Darum seid Ihr auch der einzige in Frage kommende Nachfolger für Ricardo.“

„Ähm... aber ich habe nur eine einzige Stimme bekommen. Meine eigene nämlich.“

„Ja, wir erinnern uns“, sagte Virgilio. „Und um ganz offen zu sein, wäret Ihr nicht unsere erste Wahl gewesen, wenn wir denn eine solche gehabt hätten. Wahrscheinlich hätten wir hundert andere Senatoren Euch vorgezogen. Aber die Regeln können jetzt nicht mehr geändert werden. Ihr werdet also heute noch Euer Amt als Konsul antreten.“

Tix starrte die anderen an, als wartete er darauf, dass beide zu lachen begannen und die ganze Geschichte als Scherz enttarnten. Doch das geschah nicht. Sie sahen ihn voller Ernst an.

„Naja“, sagte er schließlich. „Dann werde ich das wohl machen müssen.“

„Richtig, es lässt sich nicht umgehen“, bestätigte Virgilio. „Und ich denke, wir werden uns jetzt häufiger treffen, Senator Tix! Konsul Tix, meine ich! Vor jeder Sitzung des Senats setzen wir uns zusammen und gehen alles bis ins Kleinste durch! Habt Ihr mich verstanden?“

„Ja, ich verstehe“, antwortete Tix und leerte sein Glas. Dann schüttelte er den Kopf. „Aber das ist nicht nötig!“

„Was soll das heißen, das ist nicht nötig? Wenn ich richtig informiert bin, könnt Ihr nicht einmal lesen und schreiben! Ohne Hilfe könnt Ihr dieses Amt niemals ausfüllen!“

„Mag sein!“ Er erhob sich aus seinem Stuhl und wandte sich zum Gehen. Doch in der Tür drehte er sich noch einmal um. „Ich habe viele Freunde, die mir helfen können, Senator Virgilio. Und vielleicht frage ich auch Euch einmal um Rat! Aber Ihr solltet Euch erinnern, warum ich in Ricardos Gefängnis gesessen habe. Ich will niemals wieder die Handpuppe eines anderen spielen. Nicht die der Haronen, nicht die von Ricardo, und nicht die Eure! Auf Wiedersehen, und habt Dank für das Wasser!“

So begann Tix' erste Amtszeit als Konsul der *Insel*. Allein die Nachricht, dass ein einstiger Söldner ohne Schulbildung nun ihre Führung übernehmen sollte, sorgte überall für Kopfschütteln, und die Republik fiel wieder in eine schwere Krise. Doch Tix suchte sich kluge Lehrer und Berater, und im Rückblick sollte man ihn nicht als den schlechtesten Konsul der *Insel* in Erinnerung behalten.

Tatsächlich folgten seiner ersten Amtszeit noch viele weitere – so viele, dass er als alter Mann schließlich nachrechnen musste, wenn ihn jemand fragte, wie oft er denn nun eigentlich Konsul gewesen sei. Aber das ist eine andere Geschichte, die hier nicht erzählt werden soll.

Es war bereits später Nachmittag, als Flick den Ort erreichte, den man einst Eodh genannt hatte und der jetzt aus den Überresten einiger niedergebrannter Hütten bestand. Das Meer tobte heute mit Gewalt gegen den Strand, aber außer ihm und seinem Pferd gab es nur einige Möwen, die dem Wüten der Wellen zusehen konnten.

Sein Steiß tat weh, denn seit dem Morgenrauen hatte er auf dem Rücken seines Pferdes gesessen. Doch so sehr ihn nach einer Pause verlangte, hier wollte er nicht absitzen. So blieb er einige Zeit im Sattel sitzen und sah auf das Meer hinaus. Irgendwo dort draußen, weit hinter dem Horizont, war das Reich von Nipan, das so gut wie niemand je gesehen hatte. Würde er jemals dorthin kommen? Er war ein Forscher, warum also nicht? Doch noch hatte er andere Pläne.

Eodh an der Ostküste gab es nicht mehr, aber dafür war ein neues Eodh an der Westküste erstanden. Dort hatte man all jene Kornen angesiedelt, die ihre Häuser verloren hatten. Sie lebten nun nicht mehr so weit ab vom Schuss, der Boden war fruchtbarer und das Klima freundlicher – und gewiss hatte der Einfluss des neuen Konsuls mit dieser Verbesserung zu tun.

Nahe bei jenem neuen Eodh war auch ein ikilanisches Dorf gegründet worden. Atika hieß es, nach einer untergegangenen Grafschaft der Insel Ikila. Nur jenen Ikilanern, die sich dem Angriff auf Eodh verweigert hatten, hatte man erlaubt, dort sesshaft zu werden. Ihr Anführer hieß Konik, und er pflegte eine Freundschaft mit dem kornischen Konsul, aus der auch gute Beziehungen zwischen den Dörfern der Kornen und Ikilaner erwachsen waren. Es sah beinahe so aus, als sollten sich Kornen und Ikilaner nicht länger gegenseitig die Köpfe einschlagen.

Flick trieb sein Pferd weiter an. Es hinterließ seine Hufabdrücke im Sand, während die Wellen seine Fesseln umspülten. Bald hob sich die Küste an. Hier mussten Reisende eine Entscheidung treffen: reisten sie weiter am Strand entlang, oder am Rand der Steilküste, turmhoch über dem Meer. Flick entschied sich für Letzteres, denn sonst hätte er sein Ziel nicht erreicht.

Es gab noch immer die Siedlung namens Ilik-Stadt. Unter Bewährung durften dort jene Ikilaner leben, die den Angriff auf Eodh geführt hatten. So waren sie weiter an in ihre armselige, weltabgeschiedene Siedlung gebunden, doch bei der ersten weiteren Verfehlung drohte ihnen lebenslanger Kerker. Auch für diesen Gnadenerlass zeichnete Tix' Überredungskunst verantwortlich, denn er hätte es nicht recht gefunden, die Ikilaner schwerer zu bestrafen als Ricardo, der ihnen den Überfall befohlen hatte.

Im ständigen Sturm hatten viele der Hütten von Ilik-Stadt ein windschiefes Aussehen bekommen. Die Dächer sahen aus, als müssten sie dringend ausgebessert werden. Wenn man es nicht besser wüsste, hätte man glauben können, dass hier niemand mehr lebte. Doch vor der ersten Hütte hockte, dem schlechten Wetter zum Trotz, deren ikilanischer Bewohner.

Es war Ovik.

Flick saß ab und ging ihm entgegen. Noch vor zwei Wochen hatte Ovik versucht, ihm ein Schwert in die Brust zu rammen. Trotzdem hatte Flick jetzt keine Furcht.

„Was willst du hier?“ spie der Ikilaner ihm entgegen. „Willst du dich an unserer Niederlage weiden?“

Ohne darauf einzugehen, setzte sich Flick neben ihn. Ovik schien eine Weile zu überlegen, ob er sitzenbleiben oder sich voller Abscheu entfernen sollte.

„Du bist wirklich hässlich, Flick!“ sagte er dann. „Es ist kaum zu glauben, dass eine Frau mit dir das Bett teilen will. Musst du sie zwingen, oder macht sie das wirklich freiwillig?“

Flick wandte ihm sein eines Auge zu und schüttelte den Kopf. „Lassen wir das doch, Ovik! Ich habe keine Lust mehr auf Beleidigungen!“

„Hm!“ war Oviks einzige Antwort. „Und das sagst ausgerechnet du.“

Als sie noch Söldner unter dem Befehl des Händlers gewesen waren, hatte Flick jede Gelegenheit genutzt, sich über Oviks Ungeschick mit Pfeil und Bogen lustig zu machen. Er hatte Ovik als den größten Tölpel der Truppe dargestellt und damit erreicht, dass jeder Korne und selbst mancher Ikilaner über ihn gelacht hatte. Ovik hatte diese Kränkung nie vergessen. Sie saß offenbar noch so tief, dass er noch vor zwei Wochen den Wunsch gehegt hatte, Flick dafür umzubringen.

„Wie kommt ihr zurecht?“ fragte Flick.

„Ja, wie schon?“ Ovik schnürte sein Hemd auf und öffnete es. Die Rippen traten unter der Haut hervor. Es war lange her, dass der Ikilaner richtig gegessen hatte. „Da ist nicht mehr viel Fleisch, oder? Wir verhungern, Flick! Und deinem Freund Tix dürfte das ziemlich gleichgültig sein.“

„Ohne Tix wäret ihr jetzt im Kerker!“

Ovik zuckte die Achseln. „Wahrscheinlich gibt es dort reichlichere Essensrationen.“

„Ach, du weißt ja gar nicht, was du da sagst. Ricardo hat dich zum Anführer dieser Leute gemacht. Ich finde, du solltest dich etwas anstrengen, dann könntest du etwas für dein Volk erreichen.“

„Mein Volk!“ rief Ovik spöttisch aus. „Mein Volk lebt auf unfruchtbarem Boden, auf dem nie etwas gedeihen wird. Und so weit ab von jeder anderen Siedlung, dass wir selbst zum Betteln einen ganzen Tag laufen müssten.“

„Ihr sollt nicht betteln.“

„Es gab nur eine Sache, die ich gut konnte! Und die darf ich nicht mehr ausführen!“

„Nein!“ Flick schüttelte den Kopf. „Die konntest du auch nicht besonders gut!“

Beleidigt wollte sich Ovik abwenden, aber Flick hielt ihn fest. Er wies auf das Meer, das sich unter ihnen gegen die Steilküste warf. „Ihr wohnt am Meer, Ovik! Es gibt dort Fische, Krabben, Muscheln – unendlich viel, ihr braucht es nur zu fangen.“

„Dazu braucht man Netze und Boote“, entgegnete Ovik nach einigem Grübeln. „Das alles haben wir nicht.“

„Darum sage ich dir, was wir jetzt tun werden. Wir gehen gemeinsam zur Makrelenküste. Dort wohnt ein guter Freund von mir, er heißt Soren Basilioisson. Wir können all das beschaffen: Boote,



Netze, und sogar Männer, die euch in der Fischerei unterweisen.“

„Wie, und dieser Soren soll uns das alles schenken?“

„Nicht schenken! Ihr bezahlt, sobald ein Jahr rum ist und ihr euren Fisch zu verkaufen begonnen habt.“

Ovik lachte auf. „Wem sollen wir denn Fisch verkaufen? Hier gibt es nicht so viele Durchreisende, Flick!“

„Ja, meine Güte, zum Beispiel in Erkinlik! Zugegeben, das ist einige Stunden Weg, aber diese Mühen nimmt man halt auf sich, wenn man nicht schicksalsergeben dasitzen und verhungern möchte.“

Grübelnd starrte Ovik in die Ferne. Offenbar war er selbst nie auf diese Idee gekommen, obwohl er Tag für Tag wie jetzt auf das Meer hinaussah. Als Flick aufstand, blickte Ovik zu ihm auf. „Wie, jetzt gleich?“

„Nein, jetzt ist es zu spät. Aber morgen können wir aufbrechen. Aber nicht nur wir beide, dafür brauchen wir mehr Helfer. Du solltest dich also bemühen, möglichst viele zu überzeugen.“

„Und warum? Ich meine, warum tust du das?“

„Ganz einfach! Ich war einmal genauso wie du, Ovik. Und das habe ich gelernt: Wenn man ganz unten ist und es nicht mehr tiefer geht, dann braucht man jemanden, der einem wieder aufhilft. Also los!“

Er streckte ihm die Hand entgegen, aber Ovik war zu stolz, sie zu ergreifen. Er richtete sich selbst auf und stand schwer atmend neben Flick. Offenbar war wirklich nicht mehr viel Kraft in seinem dünnen Körper.

„Und kann ich bei dir übernachten, oder muss ich mir Sorgen machen, dass du mir heute nacht die Kehle durchschneidest?“

Ovik sah ihn an und grinste. „Du hast wirklich Mut, Flick! Das muss ich dir lassen.“

„Ich hoffe, es ist wirklich Mut und keine Dummheit.“

Auf Oviks Einladung öffnete er die Tür. Er war wenig überrascht, keinerlei Möbel zu sehen. Nur ein Strohlager in der Ecke zeigte den Platz an, an dem Ovik zu schlafen pflegte. Selten hatte Flick eine armseligere Behausung gesehen.

„Du wirst auf dem Fußboden schlafen müssen“, erklärte Ovik, „und zu essen kann ich dir auch nichts anbieten.“

„Ich werde es überleben“, erwiderte Flick achselzuckend.

„Ja, das wirst du wohl! Du überlebst ja immer alles, Flick von Korn.“

„So scheint es zu sein. Bedrückt dich das?“

Er schüttelte den Kopf. Seine Miene hatte die verächtliche Haltung verloren. Nun rang Ovik nach Worten, ehe er sagte: „Flick, was da in Eodh passiert ist... Ich wollte... Ich weiß nicht, was ich...“

„Das ist jetzt auch gleich“, sagte Flick. „Ich habe dein Schwert gesehen, Ovik. Als ich es dir abgenommen habe, war kein Blut daran. Das heißt, du hast niemanden umgebracht. Ich schätze mal, du hast in deinem Leben viel weniger Menschen getötet als ich.“

„Ja, mag sein. Ich weiß selbst, dass ich ein miserabler Krieger bin.“

„Ich schätze, das ist mein Glück. Und im Ernst: Hier auf der *Insel* ist es niemandem vonnutzen, ein guter Krieger zu sein. Jeder sollte sich schnell etwas anderes suchen. Also, worauf wartest du noch?“

„Hm? Was soll ich denn jetzt noch tun?“

„Na, die anderen überreden, dass sie morgen mit uns kommen! Da du keinen Tisch für mich decken und kein Bett für mich beziehen wirst, schlage ich vor, dass du sofort damit anfängst.“

Ovik nickte verwirrt, dann war er verschwunden. Doch Flick hielt sich nicht lange im ungemütlichen Haus auf. Stattdessen trat er vor die Tür und betrachtete das Meer. Das Meer, dessen Wellen schon vor hundert Jahren gegen diese Küste schlugen und die es immer noch tun würden, wenn sie alle längst zu Staub zerfallen wären.

Auch nach seiner Abwahl als Konsul wohnte Ricardo noch immer am Rande der Raul-Berge. Allerdings hatte man ihn an den nördlichen Saum dieser Bergkette verbannt, an den Rand eines

menschenfeindlichen Niemandslands. Nur ein Eselpfad führte von hier zurück in die Zivilisation, zu beschwerlich für Kutschen und Pferde, und erst recht für einen blinden Alten.

Hier fristete er nun sein Dasein. Es gab niemanden mehr, der ihn Fürst nannte, überhaupt niemanden von all den Speichelleckern, die vor ihm niederknien und um seine Gunst bitten wollten. Sie waren alle verschwunden, und nur noch Loedhe war bei ihm, sein treuer kornischer Diener, der mit der Welt dort draußen nichts anzufangen wusste. Nur einmal wöchentlich machte sich Loedhe auf den weiten Weg nach Hengest, um Vorräte für sich und seinen Herrn zu kaufen.

Früher hatte Ricardo gehofft, sein Leben in Hörweite des rauschenden Meeres zu beschließen. Davon war er hier weit entfernt. An manchem windstillen Tag, wenn er vor seiner Hütte hockte und lauschte, vernahm er überhaupt nichts. Es war, als wenn alle Laute von vollkommener Stille verschluckt worden wären, und ausgerechnet für einen Blinden war dies keine schöne Lage.

An diesem Morgen hatte Ricardo sich Wein bringen lassen. Er trank neuerdings mehr als es früher seine Gewohnheit gewesen war. Welchen Sinn hatte denn Zurückhaltung noch? Was sprach dagegen, sich zu betrinken, solange die von Loedhe besorgten Vorräte nur reichten?

Beim zweiten Glas hörte er eine schlagende Tür und schwere Schritte. Loedhe, wie er wusste. Er hatte den Diener angehalten, sich stets laut hörbar zu nähern, damit er sich nicht zu Tode erschreckte, wenn er plötzlich neben ihm stand.

„Was gibt es heute morgen, Loedhe?“ fragte Ricardo.

„Ich habe einen Brief.“

„Ein Brief?“ Das war eigenartig, denn Post bekam er für gewöhnlich nicht. „Von wem?“

„Von Bischof Adriano.“

Ernüchert nickte Ricardo und nippte an seinem Wein. „Dann tu mir einen Gefallen und wirf ihn ins Feuer! Damit sparen wir ein wenig Feuerholz.“

„Ihr wollt nicht hören, was er schreibt?“

„Nein, das will ich nicht! Gibt es sonst noch etwas?“

„Ja, Ihr habt auch einen Besucher.“

Das war noch viel ungewöhnlicher. „Ich hoffe, das ist jemand Angenehmeres! Doch nicht etwa noch so ein Kleriker?“

„Ich weiß ja, dass Ihr keinen Besuch empfangen wollt. Es ist Babur, der junge Ardistaner. Soll ich ihn wegschicken?“

„Babur?“ rief Ricardo erstaunt aus. „Ihn wegschicken? Um Himmels willen, nein! Er soll herkommen!“

Loedhe entfernte sich, und die viel leiseren Schritte eines anderen näherten sich. Der einstige Fürst streckte seine Hand aus.

„Babur, mein Junge! Wie lange ist das her? Bitte, komm doch näher!“

Doch Babur blieb unerreichbar für ihn stehen. Nur an dem kaum hörbaren Geräusch seines Atems erkannte Ricardo, dass er überhaupt da war.

„Du bist wütend auf mich, nicht wahr?“ schloss Ricardo.

„Und wundert Euch das?“ Es war nicht die vertraute kindliche Stimme. Offenbar war Babur inzwischen durch den Stimmbruch gegangen. Der Junge, den er auf Zadar so gern um sich gehabt hatte, wurde erwachsen. „Nach allem, was Ihr angerichtet habt?“

Ricardo nickte. „Und nun sieh, wo ich jetzt gelandet bin! Ist das nicht Sühne genug für einen dummen, alten Narren wie mich?“

„Ich weiß es nicht.“

„Bitte, setz dich, mein junger Freund! Es ist doch ein Stuhl hier, oder?“

Er hörte, wie Babur seiner Aufforderung nachkam. „Es ist ziemlich einsam, nicht wahr?“

Achselzuckend sagte Ricardo: „Ich habe Loedhe. Er ist der einzige, der mir geblieben ist.“

„Ja! Komisch, dass er nie daran dachte, Euch zu verlassen.“

„Nun, jeder andere hat es getan. Ich schätze, ganz ohne Diener würde ich hier nicht lange am Leben bleiben. Aber bitte, erzähl mir von dir! Du wohnst jetzt in Erkinlik, nicht wahr?“

„Ja! Mit meinen Eltern und Geschwistern. Eine Hälfte der Woche helfe ich auf den Pferdemarkten. Und die andere bin ich bei Bleadhe und Carina und schreibe mit ihnen an der Enzyklopädie.“

„Ach, die Enzyklopädie, die niemals fertig wird! Nun ja, warum nicht? Und ist Tix von Korn noch immer Konsul?“

„Das ist er. Bleadhe und ich lehren ihn Lesen und Schreiben. Er macht Fortschritte.“

Ricardo lachte. „Vielleicht solltest du Konsul sein und nicht er. Im Ernst, ich kann mir vorstellen, dass du einst diesen Weg beschreiten wirst.“

„Mag sein! Ich würde es besser machen als Ihr, das steht fest.“

Schweigend griff Ricardo nach seinem Wein, stellte ihn aber zurück, ohne davon getrunken zu haben. „Hat man dir überhaupt zu essen angeboten? Wo steckt Loedhe? Da hat man einmal Besuch, und er bekommt nicht einmal etwas Wasser?“

„Lasst nur! Ich will Euch nicht Eure Vorräte wegessen!“

„Aber Wasser ist nicht schwer zu beschaffen. He, Loedhe!“ Der Diener erschien, und Ricardo trug ihm auf, nicht nur Wasser, sondern auch Brot und Käse herbeizuschaffen. Dann lehnte sich Ricardo zurück. „Ich kann mir vorstellen, dass man nicht besonders gut auf mich zu sprechen ist, oder?“

„Um ehrlich zu sein, nein! Mein Vater wollte mich davon abhalten, Euch zu besuchen.“

„Dann bin ich doppelt froh, dass du hier bist.“

„Ich konnte mir vorstellen, wie einsam Ihr seid. Und ich habe mir gedacht, dass Ihr etwas Zerstreuung brauchen könntet.“

Ricardo nickte. „Oh ja, das wäre nicht schlecht.“

„Da habe ich hier etwas. Ich habe begonnen, die Geschichte unserer Erlebnisse aufzuschreiben. Alles, was wir in Norlan durchgemacht haben.“

Er raschelte mit Papier, das er aus einem Bündel hervorholte.

„Du willst mir vorlesen? Wo beginnt es?“

„Bei Laurin und Baldhur in Farnese.“

„Meine Güte!“ lachte Ricardo. „Du warst doch damals nicht einmal geboren!“

„Ja, es wird ein dickes Buch werden! Aber es soll alles drinstehen, die ganze Geschichte vom Krieg gegen die Haronen.“

„Und wie soll es dann heißen, dieses Buch?“

„Ich habe gedacht, ich nenne es *Der Bund der Raben*.“

„Ach ja, der Bund. Nun, das ist ein passender Titel.“

Eine Weile sagte niemand etwas. Das einzige Geräusch war das Klappern von Tellern in der Küche, wo Loedhe noch immer dabei war, das Essen zusammenzustellen.

„Und?“ fragte Babur. „Soll ich Euch vorlesen?“

Ricardo seufzte lang und ausgiebig. Fast mochte er denken, es war wieder wie früher, als er auf Burg Zadar den Befehl geführt hatte und sich mit dem ardistanischen Pferdejugen angefreundet hatte. Ausgerechnet er, der die Ardistaner ein Leben lang verachtet hatte! Aber all das hatte Ricardo hinter sich gelassen, im Guten wie im Schlechten.

„Ja“, bat er. „Lies es mir vor!“